

VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Str. 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Str. 23.

Ausgabe für Expediteure:
„Merkur“ Zimmer-Str. 54.

Nr. 15.

Sonnabend, den 13. April 1889.

III. Jahrgang.

Der internationale Arbeiterkongress in Paris. — Die Emanzipation der Frau. — Die Proletarisierung der Kopfarbeit. — Die russischen Industriearbeiter. II. — Aus Ungarn. — Der amerikanische Generalpostmeister. — Versammlungsauflosungen. — Unterstützungsvereine und Versicherungsgesellschaften. — Tischler- und Metallarbeiterkasse.

Novelle. — Die Arbeiterbewegung im Spiegel der Dichtung. I. — Die soziale Frage auf dem Lande. I. — Das Ende einer Welt. VI. — Anmerkungen zum Vereinsrecht.

Arbeiter und Parteigenossen!

Tretet eifrig für die **weitere Verbreitung** dieses Blattes ein

Am besten abonniert man in Berlin bei den Expediteuren, welche zugleich die Tageszeitungen bringen.

Agitationsnummern für Vereine, Versammlungen u. s. w. jederzeit **gratis** durch unsere Expedition zu beziehen.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“
Berlin S. O., Oranienstr. 23.

Der internationale Arbeiterkongress der französischen Possibilisten

erscheint gesichert, wenn er auch — nachdem eine Verständigung der Broussianer mit den französischen Margisten nicht erzielt ist — ein Kumpfkongress bleiben wird.

Nach einem eben ergangenen Zirkular soll der Kongress in Paris in der zweiten Hälfte des Juli dieses Jahres stattfinden. Alle Gruppen, Vereine und Gewerkschaften, welche die Interessen und die Emanzipation der Arbeit verteidigen und für 1888 ihren Bestand nachzuweisen vermögen, können sich vertreten lassen. Die Mandate jeder Nation werden von deren eigenen Vertretern geprüft, weil dieselben eine besondere Sachkenntnis zukommt; für despotisch regierte Länder sollen alle Formalitäten der Mandatsprüfung und Beihiligung hinwegfallen, um die Teilnehmer vor allen behördlichen und gerichtlichen Weiterungen zu schützen. Die Abstimmung erfolgt nach Nationalitäten.

Auf der Tagesordnung steht bis jetzt:

1. Internationale Arbeitsgesetzgebung: Normalarbeitstag, Tages- und Nachtarbeit der erwachsenen Männer, der Frauen und der Kinder. — Mittel und Wege zur Erreichung der Forderungen.

2. Die Mittel, um zwischen den Arbeiterorganisationen der verschiedenen Länder einen engeren Zusammenhang zu schaffen, ohne ihre Selbständigkeit zu schwächen.

Wir begnügen uns einstweilen, von diesem Zirkular einfach Notiz zu nehmen — möchten aber bei dieser Gelegenheit gleich den Wunsch aussprechen, daß die vom St. Gallener Parteitag mit der Einberufung eines internationalen Arbeiterkongresses Beauftragten möglichst umgehend den deutschen Arbeitern Bericht erstatteten über ihre Stellungnahme zu dem Pariser Kongress und ihre Gründe hierfür. Es sind in dieser Frage in Deutschland schon Arbeiterversammlungen geplant gewesen, immer aber wieder verschoben worden, weil man den Stand der Verhandlungen mit den ausländischen Parteigenossen nicht klar zu übersehen vermochte. Nachdem uns nunmehr aber nur noch wenige Wochen von dem Pariser Kongress trennen, scheint es die höchste Zeit, die Sache aus dem Stadium der internen Vorverhandlungen herauszubringen und sie als eine sehr wichtige öffentliche Angelegenheit auch zur öffentlichen Diskussion in der Partei zu stellen, damit diese die ihr zustehende letzte Entscheidung fällen kann, ehe es zu spät ist.

Die Emanzipation der Frau.

Es dürfte keine Frage geben, über welche in Arbeiterkreisen noch so verschiedene, zum Theil geradezu entgegengesetzte Anschauungen herrschen, wie über die Frage der industriellen Beschäftigung der Frau.

So bedauerlich es zweifellos ist, daß man einer so gewaltig tiefgreifenden sozialen Erscheinung gegenüber noch nicht zu einem festen, allgemein anerkannten Standpunkt gelangt ist, so erklärlich ist es doch auf der anderen Seite.

Die wachsende Lösung der Frau von der Familien-thätigkeit, ihre stetig steigende Hineinziehung in die gesellschaftliche Produktion muß auf den ersten Augenblick jedem Beobachter als eine fürchtbare Gefahr für die Familie und für den Mann erscheinen. Die ganze alte Gestaltung der Familie ruht auf der Beschränkung der Frau auf den häuslichen Kreis, auf der Inanspruchnahme aller ihrer Kräfte für ihren „Hausfrauenberuf“, für ihre Wirksamkeit als hauswirthschaftliche Wirthschafterin und Erzieherin. Wird sie diesem alten Beruf auch nur zum Theil entzogen, so kann die Familie in der alten Form nicht mehr weiter bestehen, die Hauswirthschaft sowohl wie die Erziehung der Kinder müssen davon auf das Tiefste berührt werden, und nach einer vollständigen Neugestaltung streben, und so lange diese nicht erreicht ist, bietet das Familienleben natürlich vielfach das Bild einer unheilvollen Zerfetzung.

Und wenn die Frau draußen auf dem Arbeitsmarkt, auf den sie hinausgeschleudert wurde, dem Manne nur als Lohnbrüderin entgegentritt, so wird es durchaus verständlich, daß man die industrielle Frauenarbeit sehr oft als einen wahren Fluch unserer Zeit behandelt und ihre Abschaffung erstrebt hat.

Aber mit der Zeit ist man durch die neue soziale Erscheinung auch zu ganz anderen Betrachtungen angeregt und schließlich gezwungen worden.

Haben die Maschinen nicht auch den Lohn gedrückt, hat man darum nicht auch die Abschaffung und Zerstörung der Maschine gefordert? Der Zerthum dieser Stellungnahme ist heute jedoch allgemein zugestanden; nicht die Maschinenarbeit, sondern die kapitalistische Ausnützung derselben drückt den Lohn auf das Hungerniveau herab. Und ebenso steht es mit der Frauenarbeit; sie brauchte Niemandes Einkommen zu verschlechtern, wenn sie der Kapitalist nicht in seine Dienste nähme und gegen die Männer auspielte. Anstatt diese Arbeit zu bekämpfen, wäre es nicht besser, sie zu organisiren? Ja, bedeutet sie nicht sogar einen unvergleichlichen kulturellen Fortschritt, wenn jeder Frau — zum ersten Male in der Geschichte — die Möglichkeit geboten wird, wirtschaftlich vollkommen selbständig und unabhängig zu werden, nicht mehr in ihrer „Versorgung“ wie ein unmündiges Kind oder ein rechtloser Sklave auf den Mann angewiesen zu sein? Würde das nicht die Frau und damit die Ehe und die Familie zu einem viel höheren Zustand — der Freiheit und der gegenseitigen Neigung — emporführen? Und hat man das Recht, um eines vorübergehenden Schadens willen der Frau und der gesammten Kultur diese Höherentwicklung abzustreiten?

Wenn die Frau dadurch auch mancher Thätigkeit als Wirthschafterin und Erzieherin entrisen wird, kann die Gesellschaft diese alten Funktionen der Hausfrau nicht viel vollkommener bieten? Ist das Waschen, Baden, Spinnen, Weben, Schneidern im Hause nicht heute schon als riesige Arbeitsverschwendung erkannt und aufgehoben und der gesellschaftlichen Herstellung und Versorgung zugefallen, und wird es nicht ebenso mit noch ganz anderen häuslichen „Geschäften“ gehen? Ist die Erziehung nicht auch mehr und mehr zu einer öffentlichen geworden?

Zurück zum alten Zustand oder vorwärts in den neuen? — heute hören wir noch beide Lösungsworte erschallen, aber es tritt immer deutlicher zu Tage, daß die Anhänger des Alten mehr und mehr an Anhang verlieren und selber in ihren Anschauungen wandelnd werden. Aber es ist hier noch unendlich viel zu thun, denn nichts kann folgenschwerer sein, wie eine falsche und reaktionäre

Behandlung dieser vielleicht wichtigsten Frage unserer Zeit.

Wir empfehlen daher allen unseren Lesern zu aufmerksamem Studium die kürzlich erschienene Schrift von **Klara Zetkin** (der Frau unseres kürzlich verstorbenen Genossen in Paris): **Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart***, eine Schrift, die in musterhafter Weise und dabei in allgemein verständlicher Sprache alle auf diesem Gebiete auftauchenden Probleme behandelt.

Zur Kennzeichnung des Inhaltes wollen wir das kurze Schlussresumé an dieser Stelle wiedergeben:

„Die Produktionsverhältnisse haben die Stellung der Frau in ihrer ökonomischen Grundlage revolutionirt, ihrer Thätigkeit als Haushälterin und Erzieherin in der Familie die Berechtigung, ja die Möglichkeit geraubt.“

„Die Produktionsverhältnisse haben gleichzeitig mit der Zerstörung der alten Thätigkeit der Frau innerhalb der Familie das Fundament zu deren neuer Thätigkeit innerhalb der Gesellschaft gelegt.“

„Die neue Rolle der Frau bewirkt ihre ökonomische Unabhängigkeit vom Manne, verleiht damit dessen politischer und gesellschaftlicher Vormundschaft über das Weib den Todesstoß.“

„Die vom Manne befreite Frau geräth jedoch in der heutigen Gesellschaft in die Abhängigkeit vom Kapitalisten, sie wird aus einer Haus- zu einer Lohnarbeiterin.“

„Die Frage der vollen Emanzipation der Frau erweist sich also in letzter und entscheidender Instanz als eine ökonomische Frage, die im innigsten Zusammenhang mit der Arbeiterfrage überhaupt steht und nur im Zusammenhang mit ihr endgültig gelöst werden kann. Die Sache der Frau und die Sache der Arbeiter gehören untrennbar zusammen und finden ihre letzte Lösung nur in einer sozialistischen, auf Emanzipation der Arbeit vom Kapitalisten begründeten Gesellschaft.“

„Die Frau hat darum für ihre volle Emanzipation nur von der sozialistischen Partei etwas zu erwarten. Die Bewegung der sogenannten „Frauenrechtlerinnen“ kann in einzelnen Punkten gewisse Vortheile erzielen, sie kann jedoch nun und nimmer die Frauenfrage lösen.“

„Aufgabe der sozialistischen Arbeiterpartei ist es, die Lösung der Frauenfrage durch Organisation und politisch-ökonomische Schulung derjenigen Frauenschichten anzubahnen, deren Thätigkeit in Folge der neuen Produktionsverhältnisse am umfassendsten und gründlichsten umgestaltet ist: durch die Organisation der Industriearbeiterinnen.“

„Organisation und Schulung der Industriearbeiterinnen sind nicht nur der wichtigste Schritt, die Lage der Frauen zu heben, sie sind auch ein bedeutender Faktor für den schnelleren und stärkeren Fortgang der Arbeiterbewegung überhaupt und dadurch von größtem Einflusse auf eine rosigere Umgestaltung der bestehenden Gesellschaftsverhältnisse.“

„Möge jeder unserer Leser sich mit der näheren Begründung dieser Thesen durch die Lektüre des inhaltreichen Schriftchens vertraut machen und — was in seinen Kräften steht — zur Ueberwindung weitverbreiteter veralteter Anschauungen über diese Frage beitragen.“

Die Proletarisierung der „Kopfarbeit“.

Daß die Leitung und Regelung der Produktion seitens des Volkes, der wirklichen Produzenten selbst zu geschehen hat, ist eine selbstverständliche Folge der Beseitigung unserer heutigen privatkapitalistischen Produktionsweise, die wir erstreben.

Einem unterrichteten Gegner der sozialistischen Produktion wird es nun nicht einfallen, zu behaupten, daß dieselbe nicht über die nöthigen Kräfte zur Leitung verfügen würde; weiß er doch recht gut, daß auch heute dieselbe fast ausschließlich durch Angestellte und nicht durch die Unternehmer besorgt wird, was besonders bei Aktien-Gesellschaften klar zu Tage tritt.

Indessen bei der großen Masse derjenigen Leute, welche sich ihre Meinung von den kapitalistischen Zeitungen vorlesen lassen, spielt die Idee noch eine große Rolle, daß die arbeitende Klasse wegen ihrer mangelnden Einsicht nach dieser Richtung die Leitung der Produktion nicht in die Hand nehmen könne; ein Argument, womit sie sich am bequemsten forthaten, wenn die Unterhaltung auf die brennende soziale Frage kommt.

Faßt man das Wort „Produzenten“ in seiner engsten

* Berliner Arbeiterbibliothek. Heft 3. 40 Seiten. Preis 20 Pfg. Zu beziehen durch die Expedition dieses Blattes, sowie durch alle bekannten Kolportage.

Bedeutung auf, indem man darunter nur diejenigen versteht, welche lediglich Handarbeit verrichten, dann erhält der Einwurf für oberflächliche Beurtheiler eine scheinbare Berechtigung.

In der That, die Arbeiter sind bereits durch übermäßige Arbeitszeit, Mangel an entsprechendem Unterricht, durch die fortwährende Abhängigkeit sowohl körperlich als geistig auf ein Niveau gebracht, daß Niemand von ihnen verlangen kann, alle die ausgebreiteten Kenntnisse zu besitzen, welche eine Aufgabe, wie die Leitung und Regelung der Produktion, erfordern würde.

Man verfallt indessen auch hier nicht in das andere Extrem, sich die Arbeiter als eine Masse vorzustellen, die in der künftigen Gesellschaft gedankenlos hinter einigen Leithammeln herlaufen und jeder eigenen Initiative baar sein wird. Sobald sie so weit gekommen ist, die sozialistische Idee zu fassen, wird sie für die Umwandlung bereit sein, wenn ihr auch verschiedene technische Kenntnisse zu obigem Zwecke fehlen.

Letzteres kann man zugeben, wenngleich auch hier leicht Uebertreibungen stattfinden.

Aber folgt daraus, daß die Elemente, an denen es heute unter dem arbeitenden Volke noch mangelt, um die großen sozialen Umwälzungen herbeizuführen und aufrecht zu erhalten, stets mangeln werden? Durchaus nicht.

Die kapitalistische Gesellschaft hilft selbst dabei, um der sozialistischen die Kräfte zu liefern, welche zur praktischen Handhabung der neuen Produktionsweise erforderlich sind. Kürzlich lasen wir in den Zeitungen folgende Notiz:

„In England nahm in den letzten Jahren die Anzahl der Aerzte so sehr zu, daß man dort auf Mittel denkt, um die fortwährende Vermehrung zu beschränken. Sie betrug von 1882 bis 1887 ungefähr 1400. Besonders in den Städten ist die Anbahnung groß. So findet man jetzt in London einen Arzt auf 936 Einwohnern, auf 1232 in Bristol, auf 1564 in Liverpool und in Brighton selbst auf 726.“

Diese statistische Notiz ist unzweifelhaft von großer Bedeutung. Der Ueberfluß an Aerzten wird nicht allein die Konkurrenz unter ihnen verschärfen, sondern veranlassen, daß sich ein Theil auf andere Fächer verlegt.

Mit den Berufen der Ingenieure, Advokaten u. s. w. geht es nun aber wenig besser, und es ist keine seltene Thatsache, daß sich zu irgend einer Stelle mit einer Besoldung, wie sie ein halbwegs qualifizierter Handarbeiter erhält, Duzende von Leuten melden, welche studirt oder eine technische Schule besucht haben.

Wohin führt das? Der Großkapitalismus schließt nicht allein die Industrie- und Handelslaufbahn für viele Söhne aus der Bürgerklasse aus, sondern unterwirft die Gelehrten, die Ingenieure, die Advokaten u. s. w. ebenso wie die Künstler täglich mehr seiner Botmäßigkeit, und übt eine Unterdrückung auf sie aus, die um so tiefer empfunden wird, weil sie in schärfstem Widerspruch steht zu den höheren Ansprüchen und Bedürfnissen, die aus ihrer geistigen Entwicklung erwachsen.

Der Kampf um die Existenz wirft sie in die Reihen der besitzlosen Schreiber und Arbeiter, aber verhindert nicht, daß sie mit der Zeit sozialistisch werden, weil sie trotz ihrer ausgebreiteten Kenntnisse, die Frucht jahrelanger Studien, nicht einmal die dringendsten Bedürfnisse befriedigen können — was sie als geistig entwickelte Proletariat brüderlich empfinden, als andere Arbeiter.

Das sind die Elemente, die uns fehlen, die aber nicht zögern werden, in unsere Reihen zu treten, sobald ihre Klassenlage ganz und gar die des Handarbeiterproletariats geworden ist und klar vor ihren Augen liegt und zu ihrer Erkenntnis gekommen ist. Sie werden theilnehmen an dem Kampf gegen den Alles aufsaugenden Kapitalismus, der sie, gleich den Handarbeitern, zu Abhängigen derjenigen erniedrigt, die, ohne Kenntniss und Charakter, die Welt beherrschen, über das Leben und die Existenz von Tausenden verfügen, allein durch die Macht ihres Reichthums.

Bergeblüch trachtet man dem entgegen zu wirken durch Schaffung neuer, gänzlich unnützer Posten für die Söhne der Bourgeois. Die Privat-Industrie, die sich um nichts kümmert, macht durch die Zusammenziehung der Produktion in großartigen Etablissements immer mehr qualifizierte geistige Arbeiter überflüssig; dasselbe ist im Handel der Fall, und so fallen mehr und mehr die Aussichten für die Söhne der Bessersituirten, sich eine „menschenwürdige“ Existenz zu schaffen.

Auf diese Weise liefert die kapitalistische Gesellschaft an die Sozialisten die nöthigen Elemente, um im gegebenen Zeitpunkt die Umwandlung der Privat-Produktion in die gesellschaftliche ohne jede Schwierigkeit bewerkstelligen zu können.

Daß andererseits diejenigen qualifizierten Arbeiter (in Technik und Verwaltung), welche unter der kapitalistischen Produktion noch ein einigermaßen reichliches Einkommen haben, sich mit den neuen Zuständen sehr bald befreunden werden, ist für uns nicht zweifelhaft. Sie sind heute Gegner der neuen Idee, weil sie von der Hoffnung getragen werden, sich in die Reihen der Reichen schwingen zu können. In die Ausnutzung der Arbeitskraft des Volkes durch Einzelne — womit allein Reichthum erworben werden kann — nicht mehr möglich, so werden sie sehr bald Zufriedenheit in einer behaglichen und sichern Existenz finden, wie sie von der sozialistischen Gesellschaft geboten wird.

ausbreitende Großindustrie den zum Proletariat gewordenen freien Bauer gebracht hat.

Der bei der Emanzipation der Leibeigenen auf jeden Bauer entfallende Grundbesitz war in der Regel zu klein, um durch seinen Ertrag den Unterhalt einer ganzen Familie zu decken. Die Mehrzahl der Bauern war also auf einen industriellen Nebenerwerb angewiesen, der sogar in vielen Fällen die Hauptquelle des Jahreseinkommens bildete.

Anfänglich übte der russische Bauer natürlich als Kustari Haus- oder Kleinindustrie, er arbeitete für eigene Rechnung als Töpfer, Schlosser, Messerschmied, Böttcher, Fuhrmann, Weber oder in ähnlicher Weise und verkaufte das Produkt seiner Arbeit entweder an Groß- oder an Zwischenhändler. Als die Bekanntheit mit dem Westen die Gründung von Fabriken zur Folge hatte, fand und suchte ein großer, zumeist der ärmste Theil der bäuerlichen Bevölkerung in den Fabriken Beschäftigung. Ein starker Bruchtheil derselben war nur zeitweise in der nicht von landwirthschaftlichen Arbeiten beanspruchten Zeit der Monate September bis Februar in den Fabriken thätig, ein anderer Theil trat jedoch als ständige Industriearbeiter in den Großbetrieb ein.

In Folge dieser Umstände zerfällt das russische Proletariat in drei Kategorien:

1. in ständige Industriearbeiter,
2. in zeitweilige Industriearbeiter und
3. in Kustari.*)

Die Tendenz der ökonomischen Entwicklung arbeitet unabänderlich darauf hin, die Klasse der Kustari ganz zu verdrängen und die zeitweiligen Fabrikarbeiter in ständige zu verwandeln, den ländlichen Kleinbesitz aber, der ungenügend, oft sogar schon gar nicht mehr bebaut wird, zu großen modernen Latifundien zusammenzuschweißen.

Die Bewegung der Landbevölkerung nach den großen städtischen Industriezentren hin nimmt mit jedem Jahre größeren Umfang an, wird zu einer Art modernen Völkerwanderung, die, wie diejenigen des Alterthums, durch Hunger und Elend verursacht ist. „Die Wanderung der Landbewohner nach den Städten kann als der beste ökonomische Barometer für das Volkselement betrachtet werden“, sagt Frau Dr. Klatschoff in ihrer trefflichen Schrift über die „hygienische Lage der russischen Arbeiter“. „Wo der Boden reich ist, ist die Auswanderung gering, wo die Produktion abnimmt, verläßt mit jedem Jahr eine immer größere Zahl von Arbeitern ihre Dörfer.“

Und die Produktion muß unter den obwaltenden Verhältnissen abnehmen. Im Gouvernement Tschernigow z. B. kommt auf die Familie von 5—6 Köpfen durchschnittlich gegen 7 Hektar Grund und Boden, der oft ganz unfruchtbar ist. Der Grundbesitz erscheint zwar als genügend, um den Unterhalt einer Familie zu decken, wird aber in Wirklichkeit ungenügend durch die mangelhafte Bewirthschaftung in Folge des fehlenden Kapitals, des Mangels an Düng und Saat, an Thieren. Die Steuern allein beanspruchen vielfach 50 pCt., also die Hälfte des Jahreseinkommens der Familie. Fast 2 Hektar des Besitzes verbleiben als Brachfeld liegen, der übrige Theil wird dem Dreifelder-system entsprechend mit Hafer, Buchweizen und Weizen bestellt. Hafer und Buchweizen bilden die wichtigsten Konsumartikel der Bauerfamilie, der Weizen wird thunlichst verkauft, um mit dem Erlös die Steuern und Abgaben zu decken. Der Bauer bestellt gewöhnlich gegen 2 Hektar mit Weizen, welche je nach der Ertragsfähigkeit des Bodens im schlechtesten Falle 30, im günstigsten 130 Pud Weizen tragen. 30 Pud Weizen kommen 14 Rubeln, d. h. dem Steuerbetrag, gleich. Der jährliche Hausverbrauch einer sechsköpfigen Familie beträgt aber gegen 100 Pud Weizen. Also nur die besitzgestellten Bauern des Gouvernements ernten genug, um mit dem Bodenertrag Steuern und Bedürfnisse zu decken, die Armen stellen die Bebauung ihres Grundbesitzes einfach ein und wandern aus.

Folgende Zahlen illustriren deutlich, welcher inniger Zusammenhang zwischen dem Ernteertrag und der Auswanderung besteht. Das Gouvernement Tschernigow zerfällt in drei Kreise, die sich hinsichtlich der Ertragsfähigkeit ihres Bodens unterscheiden und als Resultate für Ernteertrag und Auswanderung ergeben:

	Zahl der Familien	ausgehändigte Pässe	Es wandern also von den Familien aus: Defizit	Weizen-ertrag pro Fam. in Pud
Borjowsk.	19 682	1 383	7 pCt.	65
Tschernigow	16 987	2 454	14 „	35 „
Nowosibow	20 085	14 980	75 „	15 „
Im Durchschnitt	56 754	18 817	32 pCt.	115 Pud.

Das Gouvernement Tschernigow verliert also pro Jahr durchschnittlich gegen ein Drittel seiner Bevölkerung — zeitweilig oder ständig — auf 100 je 32 Familien.

Anderer Gouvernements weisen ähnliche Verhältnisse auf, so entziehen z. B. die südsibirischen Gouvernements allein in die Zuckerfabriken gegen 90 000 Arbeiter. Petersburg und Moskau erhalten jährlich annähernd je einen Zuzug von 200 000—250 000 ländlichen Arbeitern, die allerdings zum Theil nur zeitweilig sich daselbst aufhalten.

Sobald die dringendsten Feldarbeiten erledigt sind, beginnt zu Anfang des Herbstes die Wanderung der zeitweiligen Industriearbeiter nach den Städten zu. Die meisten Bauern haben sich bereits vor sechs Monaten durch einen Werber verdingt, der gerade in dem Augenblick in den Dörfern erscheint, wenn die Steuern zu zahlen sind. Dem Bauer sitzt dann gewöhnlich derart das Messer an der Gurgel, daß er sich, durch das gleich

gezahlte Handgeld verlockt, um jeden Preis vermietet, und der Werber nützt diesen Umstand aus, den Lohn auf den niedrigsten Stand herabzubringen. Das Engagement wird vor dem Gemeindevorstand auf Grund eines „freien Vertrages“ mit dem Werber abgeschlossen, so daß in Folge dessen der Direktor oder Eigentümer einer Fabrik für nichts verantwortlich und haftbar ist.

Zuweilen verdingt sich der einzelne Bauer, aber noch öfter schließen sich alle Auswanderungsbedürftigen der ganzen Gemeinde zu einem Artel (zu einer Genossenschaft) zusammen und verdingen sich gemeinsam. Nicht selten geschieht es auch, daß der Gemeindevorstand rückständige Steuerzahler gegen ihren Willen zu einer Art Zwangsarbeit verdingt und den Lohn direkt an sich abführen läßt! Zahlt der Rückständige in der Zwischenzeit seine Steuerschuld, so bleibt der „freie Vertrag“ nichtsdestoweniger in Kraft. Die Hälfte des ausgemachten Lohnes wird gewöhnlich als Handgeld im Voraus gezahlt und als Pfand für die zu entrichtenden Steuern beim Gemeindevorstand hinterlegt. Für den Fall eines Kontraktbruchs seitens der Bauern ist ein Neugeld festgesetzt, welches das zwei- bis dreifache des Handgeldes beträgt.

Der Angeworbene, seine Familie, die ganze Gemeinde, in den meisten Fällen das Artel sind dem Fabrikanten gegenüber für Beobachtung des Kontrakts haftbar, der Fabrikant ist also auf alle Fälle gedeckt.

Der Kontrakt, für welchen die Ironie die Bezeichnung „frei“ erfunden hat, ist ein Meisterstück in seiner Art, er zeigt, was herauskommt, wenn sich der moderne Kapitalismus mit dem patriarchalischen Despotismus paart. Der Arbeiter verpflichtet sich demselben gemäß auf eine unbestimmte lange Zeit, nämlich auf so lange, „als es in der betreffenden Fabrik Arbeit giebt.“ Er hat pro Monat 29 Arbeitstage (gegen einen Lohn von 5 Rubel 50 Kopfen für Ganzarbeiter und von 3—4 Rubel für Halbarbeiter) zu leisten. Er muß an einem bestimmten Tag in der Fabrik eintreffen. Haben die Arbeiten noch nicht angefangen, so kann er innerhalb oder außerhalb der Fabrik zu jeder beliebigen anderen Arbeit kommandirt, eventuell an andere Fabriken verschickt werden. Die Feiertage, welche anlässlich des Weihnacht- und Ostersfestes fallen, müssen durch Ueber- und Nacharbeit an anderen Tagen ersetzt werden. Der Arbeiter ist der Direktion gegenüber zu vollständigem Gehorsam und bedingungsloser Unterwürfigkeit verpflichtet. Kein Arbeiter hat das Recht, einen Stellvertreter zu schicken, thut er dies dennoch, so erhält der Stellvertreter nur die Hälfte des ausgemachten Lohnes. Ungehorsam, Widersetzlichkeit, Grobheit wird durch Strafgehalte geahndet. Wer nicht zur Arbeit kommt oder dieselbe ohne Erlaubniß verläßt, muß das Handgeld herausgeben und außerdem den doppelten Betrag als Neugeld zahlen. Jeder Tag, den der Arbeiter zu spät eintritt, kostet 50 Kopfen. Im Krankheitsfall behandelt die Direktion den Arbeiter auf ihre Kosten, jedoch erhält er keinen Lohn für die Zeit, welche er im Krankenzimmer verbringt. Die Fabrik liefert monatlich zweimal heißes Wasser für Bädern und Birkenzweige.*) Die Fabrik liefert für jeden Arbeiter und Halbarbeiter für die 29 Arbeitstage an Nahrungsmitteln:

Weizenmehl	64 Pfund,
Hirse	25 „
Buchgrübe	15 „
Fett	3 „
Del	2 „
Fleisch	10 „
Speck	5 „
Getrocknete Härte (Hüh)	5 „
Weizen für kwas**)	2 „

dazu noch täglich früh und Abends für je 100 Mann 1/2 Eimer Sauerkraut. Die Arbeiter dürfen die Speisereste zu von der Fabrik festgesetzten Preisen an diese selbst zurückverkaufen.

Der Lohn wird zur Hälfte im Voraus als Handgeld gezahlt, zur andern Hälfte, wenn die Arbeit zu Ende ist. Der Arbeiter muß die Kosten des Passes und etwaiger Zeugnisse decken, er muß auch den größten Theil des Weges auf eigene Kosten zurücklegen. Die Arbeiter müssen untereinander ein Artel bilden, dessen starosta (Aeltester) über Innehaltung des Kontrakts zu wachen hat. Die Arbeiter haften gegenseitig für das empfangene Geld und für Beobachtung der Kontraktbestimmungen. „Wenn — was Gott verhüten möge — Jemand krank wird oder stirbt, ehe er sein Dorf verläßt, so wird das gezahlte Handgeld von seiner Hinterlassenschaft zurückgefordert. Falls er keine Verwandten hinterläßt, welche dasselbe zurückzahlen können, so wird man sie nicht zurückfordern.“ (Wie vorsichtig und gütig!) Halbarbeiter verdingen sich mit Einwilligung ihrer Eltern und Vormünder, verheiratete Frauen mit der ihrer Männer. Das Tabakrauchen in der Fabrik ist verboten. Wenn es anlässlich des Kontrakts zu einem Mißverständnis zwischen der Fabrik und den Arbeitern kommt, so können zwei Mitglieder des Artels bei der Direktion vorstellig werden und Beschwerde erheben, aber das Artel darf die Arbeit nicht verlassen. Geschieht es dennoch, so haftet das Artel mit seiner gesamten Habe für etwaige Verluste. Nach beendeter Arbeit erhalten sie ein Zeugniß. Der Kontrakt wird den Arbeitern vor fremden Zeugen vorgelesen, und wie es in ihm heißt, „von ihnen verstanden und unterzeichnet“, was meist durch ein Kreuz geschieht, das neben den vorgedruckten oder vorgeschriebenen Namen gesetzt wird.

Der Werber, welcher zwischen dem „freien Bauer“

*) Der russische Bauer lebt in solchem Schmutz, daß öfters Baden so notwendig wie Essen und Trinken ist. Es ist ein Volksgebrauch, sich während des Bades mit Birkenzweigen, die noch die Blätter haben und in heißes Wasser getaucht werden, zu geißeln.

** Sauerliches, leicht gegohrenes Getränk.

Zur Lage der russischen Industriearbeiter.

II.

c-n. Berichten wir nach unseren einleitenden Vorbemerkungen einen Blick auf die Lage, in welche die sich

*) Wir fügen die Kustari dem übrigen Proletariat zu, da die Mehrzahl derselben, wie bereits gesagt, wohl noch zu Hause, aber nicht mehr für eigene Rechnung arbeiten.

und dem Fabrikanten vermittelt, ist meist ein Jude — der Umstand trägt mit zum Judenhasse der russischen Bevölkerung bei — welcher pro Kopf 5 Rubel erhält, die vom Lohn des Arbeiters abgezogen werden. Die Arbeiter wandern gewöhnlich artelweise gegen Ende August Hunderte von Werst zu Fuß ihrem Bestimmungsorte zu, ihre Reise dauert oft 8—14 Tage und wird ihnen nicht oder im günstigsten Falle mit 1—1½ Rubel vergütet. Die Leute schlafen in der Regel unter freiem Himmel und essen, wo sie etwas finden. Die vom Gemeindevorstand verdingten rüchständigen Steuerzahler werden oft Tausende von Werst weit verschickt, wo Bahnen vorhanden sind per Bahn, dafür aber in den Viehwagen und wie Sträflinge überwacht.

Die meisten Bauern, welche ihr Dorf verlassen, arbeiten als Tagelöhner in den Zuckers-, Branntwein-, Papierfabriken, in Spinnereien, Webereien, Färbereien, Mattenfabriken u. s., andere verdingen sich als Zimmerleute, Steinmetzen, Holzfäller, Flößer, Erdarbeiter, Fischer. Sie kommen von allen Richtungen des Landes und gehen nach allen Richtungen, nach 5—6 Monaten kehrt ein Theil von ihnen tödtlich erschöpft und mit gebrochener Gesundheit in seine Dörfer zurück. Die gemachten Ersparnisse sind nicht der Rede werth, wenn es überhaupt noch zu solchen gekommen ist. Ein anderer Theil der ausgewanderten Bauern bleibt jahrelang fort, ein dritter läßt sich als ständiges industrielles Proletariat dauernd in den Fabrikgentren nieder.

Aus Ungarn.

Die allgemeine Zerfetzung des öffentlichen Lebens in Ungarn geht leider auch an den ungarländischen Arbeitern nicht ohne Spuren vorüber.

Am 25. März wurde in der alten Schießstätte in Pesth eine Volksversammlung abgehalten, um über das Resultat der Petition an den Reichstag in Angelegenheit des allgemeinen Wahlrechtes und über die Arbeiterversicherung zu beraten. Der Verlauf der Versammlung bot das recht traurige Bild, wohin eine Arbeiterpartei gelangt, deren leitende Männer sich von den Grundideen und Prinzipien des Sozialismus entfernen, wo die mangelnde wissenschaftliche Erkenntniß der ökonomischen Interessenentwicklung und der Mangel des Klassenbewußtseins, der Gesammtheit das Ablehnen und Ausschneiden der schädlichen und dem sozialistischen Gedanken schnurstracks zuwiderlaufenden Bestrebungen unmöglich macht.

Der sogenannte „Parteipräsident“ Dr. Csillag, der schon bei den letzten Reichstagswahlen für die Regierung agitirte, scheint jetzt voll und ganz der Schleppenträger der herrschenden Klassen geworden zu sein. Nachdem ein Mitglied der Unabhängigkeitspartei die Vertretung der in der letzten Arbeiter-Landesversammlung beschlossenen, an das Parlament gerichteten Petition verweigerte und der einstens in Sozialismus machende Liberal-konservative Graf Apponyi an einer Arbeiterunterhaltung nicht theilnehmen wollte, langelt der Herr „Parteipräsident“ in seiner Eröffnungsrede die bürgerlichen Oppositionsparteien herunter, um in einem Aßemzuge zu erklären, daß er nie geglaubt, von diesem Platze verkünden zu müssen, daß all das, was für das Wohl der Arbeiter geschieht, nur von der Regierung ausgeht!

Die wohl unbeliebteste Persönlichkeit in der Leitung der, nunmehr „königlich-ungarischen“ Arbeiterpartei, Zhrlinger, der zugleich die „Arbeiter-Wochen-Chronik“ redigirt, wurde in seinem deutschen Referate infolge seiner Mißliebigkeit, von der magyarisch-hungarischen Versammlung, welche ihm stürmisch eine Viertelstunde lang „Mir Daitsh“ zurief, verhindert und mußte schließlich abtreten.

Nachdem diese Rede verhindert war, beantragte ein Redner, eine Petition an — den König zu richten. Ein Oppositionsblatt schreibt ganz freimüthig, die Versammlung wäre ein Unverständnis mit der Polizei als Demonstration zu Gunsten der wandelnden Regierung von der Arbeiterpartei arrangirt worden, „deren Führer mit der Polizei schon längst gute Freundschaft halten“!

Während an allen Grenzen Ungarns die Morgenröthe des Sozialismus sowohl in Oesterreich, als auch in Galizien, Rumänien, Serbien aufdämmert, versinkt, wie es scheint, Ungarn, das Heim der relativ meisten Analphabeten (der des Lesens und Schreibens Unkundigen), in tiefe Finsterniß. In dieser Trostlosigkeit tröstet uns die Erkenntniß, daß nichts von ewiger Dauer sein kann und ist, als der Wandel und die Entwicklung der Verhältnisse, und dieser Standpunkt läßt uns trotz alledem und alledem mit Zuversicht dem reinigenden Hauch der Zukunft entgegen sehen.

Generalpostmeister und Generalausbeuter.

Der neue amerikanische Generalpostmeister und Beförderer des Schutzes der „nationalen“ (amerikanischen) Arbeit ist zugleich Generalausbeuter der billigen Berliner Arbeiterinnen.

Das neue Berliner Adreßbuch enthält folgende Adresse:

Banamaker, John, Fabrikant von Damenmänteln, Jersey-Tailen und Kinder-Anzügen; C. Kurstraße 15; John Banamaker, Philadelphia; S. Moris, Geschäftsführer.

Die an Damenmänteln beschäftigten Berliner Arbeiterinnen gehören zu der am schlechtesten bezahlten Klasse von Arbeiterinnen in Berlin. Das „Sweating“- (Zwischenausbeuter-) System ruht schwerer auf ihnen als auf irgend einem Arbeiter oder einer Arbeiterin in New-York. Es ist notorisch, daß die von diesen „Sweaters“ und den von ihnen auf's Blut ausgebeuteten Arbeiterinnen hergestellten

Waaren über den ganzen Osten Europa's verhandelt und verkauft werden. Daß aber Banamaker, der Schutzollapostel, der Mann, der zum „Schutz der nationalen Arbeit“ gewählt ist, dies „Sweating“-System benutzt, um von Berlin aus Amerika mit fremden Damenmänteln zu überfchwemmen, ist jedenfalls originell. Der Grund aber ist sehr einfach:

In den Vereinigten Staaten, meinte ein Berliner Sachkundiger auf Anfragen eines amerikanischen Zeitungs-korrespondenten, könne man Damenmäntel nicht mehr mit Profit herstellen, da die Löhne zu hoch und die angelernten Hände zu selten seien. In Berlin dagegen könne man die Waaren noch „zu mäßigen Löhnen“ hergestellt erhalten. Die Arbeiterinnen verdienen hier nämlich von 6 bis 15 Mark per Woche; 10 Mark bilden etwa den Durchschnitts-Behold. Während der Saison arbeiten mehrere Hunderte von Arbeiterinnen für die Berliner Filiale der Banamaker'schen Firma.

Die Berliner Arbeiterinnen, meinte der Geschäftsführer der Firma sehr weise, lebten in verhältnißmäßig ebenso guten Verhältnissen wie die Näherinnen in den Vereinigten Staaten. Sie verdienen zwar weniger Geld, hätten aber auch weniger Bedürfnisse als die Letzteren! Hoffentlich gewöhnen sich auch die Kapitalisten recht bald einmal an, weniger Bedürfnisse zu haben, und darum weniger Geld zu verdienen! Wie glücklich könnten sie auch bei Brodrinden und Kartoffelschalen noch sein.

Eine Versammlungsauflösung merkwürdiger Art

erfolgte am Montag im sozialdemokratischen Wahlverein des 6. Berliner Reichstagswahlkreises.

Der Referent Max Schippel über die wirtschaftliche Zerfetzung der Gegenwart) hatte seinen Vortrag ruhig beenden können, auch die Statutenberatung ging glatt von statten. Als der Vorsitzende darauf schilderte, wie schwierig es sei, Lokale zu erhalten und wie er mit großem Zeitverlust von einem Wirthe zum anderen habe gehen müssen, nahm ein Theilnehmer Anlaß, wörtlich Folgendes zu bemerken:

„Die wäre es, wenn wir zur Zeitersparniß in der „Volktribüne“ und dem „Vollblatt“ bekamt gäben: Arbeiter, bemüht euch gar nicht erst zu den und den Wirthen, denn die geben ihre Säle doch nicht her.“

Darin fand der überwachende Beamte eine Aufforderung zur Verurtheilung und löste auf Grund des Vereinsgesetzes auf.

Uns scheint diese Auflösung eine der unberechtigten, die wir je erlebt haben.

Einmal dürfte es schmer sein, aus dem Wortlaute des Gefagten eine Verurtheilung herauszubeweisen.

Dann aber darf nach § 5 des preussischen Gesetzes vom 11. März 1850 eine Auflösung nur dann erfolgen, wenn

die Versammlung Anträge oder Vorschläge **erörtert**, die eine Aufforderung . . . zu strafbaren Handlungen enthalten.

Ein derartiger Antrag darf gestellt werden, der Vorsitzende darf darüber nur keine Diskussion oder Abstimmung zulassen. Hier ist aber nicht einmal ein Antrag gestellt, sondern nur eine Frage erhoben worden.

Wir rathen daher den Theilgenen, sofort Beschwerde einzulegen, um für die Zukunft die Wiederkehr ähnlicher Uebergriffe unmöglich zu machen.

Ein Feldzug gegen die freien Unterstützungsvereine der Arbeiter

scheint trotz gerichtlicher Entscheidung geplant.

Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ brachte neulich einen Artikel, in welchem sie darauf hinweist, daß neuerdings die Oberlandesgerichte in Hamm, Raumburg und Breslau Unterstützungsverbände der Arbeiter für konfessionspflichtig erklärt haben, obwohl diese Vereine den Mitgliedern keinerlei Rechtsanspruch auf eine bestimmte Unterstützung gewähren, also nicht den Charakter der Versicherungsgesellschaften tragen.

Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ verfährt aber dabei ihren Lesern, daß noch vor kurzem das Kammergericht als Revisionsinstanz gerade entgegengesetzt entschieden hat aus Anlaß eines Falles, welcher den Düsseldorf'schen Verein des Unterstützungsverbandes der Buchbinder betraf. Das Kammergericht entschied, daß Unterstützungsvereine nicht den Beschränkungen der Versicherungsgesellschaften unterliegen, wenn sie den Mitgliedern einen rechtlichen Anspruch auf Unterstützung nicht gewähren, sondern es lediglich dem Vorstand anheimgibt, ob und wie viel Unterstützung er zahlen will. Die Voraussetzung einer Versicherungsgesellschaft sei der Abschluß eines Versicherungsvertrages der Gesellschaft mit den Mitgliedern. Auch das Obergericht hat in mehreren Senaten in derselben Richtung entschieden.

(Freisinnige Zeitung.)

Zentralkrankenkasse der Tischler und anderer gewerblicher Arbeiter.

Um den dieser Kasse noch Fernstehenden Gelegenheit zu geben, dieses großartige Arbeiterinstitut etwas näher kennen zu lernen, wollen wir im Nachstehenden einen kleinen Auszug aus dem in diesen Tagen erscheinenden Geschäftsbericht für das Jahr 1888 bringen.

Diese Kasse hat zur Bequemlichkeit ihrer Mitglieder in 730 Orten in Deutschland örtliche Verwaltungsstellen errichtet und zählte am Schlusse des Jahres 1888 rund 72 000 Mitglieder mit einem Kassenvermögen von Mk. 726 298 04. Die Einnahme betrug in diesem Jahre Mk. 1 597 103,51, die Ausgabe betrug Mk. 1 377 233,34, und der erzielte Ueberschuß Mk. 219 870,17. Das sind Zahlen, die sprechen für sich selber, und legen Zeugniß davon ab, daß die Arbeiter recht wohl im Stande sind, ihre Kassen selbst zu verwalten.

Wir wollen hierbei noch ganz besonders hervorheben, daß, trotzdem diese Kasse in 730 Orten Verwaltungsstellen errichtet hat, dennoch in diesem einen Jahre allein an solche Mitglieder, welche sich nicht in dem Bezirke einer solchen Verwaltungsstelle aufhalten, die Summe von Mk. 31 292,26 an Krankengeld und Mk. 2306,57 als Sterbegeld von der Hauptkasse ausgezahlt wurde.

Dieses zu bieten ist weder eine Lokal- noch eine Zwangskasse im Stande und wir glauben, daß bei der heutigen Produktionsweise, wo selbst ein großer Theil von verheiratheten Personen den Wanderstab ergreifen, wo Tausende ihren Lebensunterhalt außerhalb ihrer Vaterstadt resp. Wohnort erwerben müssen — daß nur die Zentralkassen die geeignetste Art aller Krankenkassen für jeden Arbeiter sind.

Die obengenannte Zentralkrankenkasse bietet ihren Mitgliedern in jeder Hinsicht Alles das, was andere Kassen bieten können. Für die Frauen der Mitglieder besteht eine Sterbekasse, welche sich während ihres noch kurzen Bestehens auf das Beste entwickelt hat. Im vergangenen Jahre sind derselben 630 Mitglieder beigetreten, und betrug die Zahl derselben am Schlusse des Jahres 2578 mit einem Vermögen von Mk. 20 236,41.

Ein jeder Arbeiter, welcher Vorsichendes aufmerksam durchgesehen, wird und muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß ihm durch den Beitritt zu dieser Kasse alles Dasjenige geboten wird, was die anderen Kassen ihren Mitgliedern nur so lange bieten können, als sie in dem Bezirke der Kasse sich aufhalten — daß nur die Zentralkrank- und Sterbekassen die einzige richtige Art der Krankenversicherung ist.

Die Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter

hat ebenfalls ihren Jahresbericht veröffentlicht. Der Gesamtbestand der Kasse betrug am Schlusse des Jahres 1887 200 672,08 Mk. und erhöhte sich im Laufe des Jahres um 80 752,24 Mk., so daß am Schlusse des Jahres 1888 ein Vermögensstand von 281 424,32 Mk. zu verzeichnen war. Die nach dem Gesetz erforderliche Höhe der Rücklagen für den Reservefonds wurden durch den erzielten Ueberschuß um 15 744,28 Mk. überschritten; ein Beweis, daß die Kasse in jeder Hinsicht auf durchaus solider Basis ruht, daß die lediglich aus Arbeiterkreisen hervorgegangene Verwaltung es verstanden hat, die Klippen, welche die neuen Gesetzesbestimmungen den Kassen boten, zu umschiffen.

Die Gesamtsumme der Ausgaben belief sich auf 608 307,26 Mk. Davon kommt natürlich der Haupttheil auf das ausgezahlte Krankengeld, und zwar mit 505 079,83 Mk.

Auch die Ausdehnung der Kasse hat in dem verfloffenen Geschäftsjahre in erfreulicher Weise gewonnen. Am Schlusse des Jahres 1887 vertheilten sich die Mitglieder — 33 388 an der Zahl — auf 416 örtliche Verwaltungsstellen, während die Zahl der Mitglieder am Schlusse 1888 sich auf 37 161 erhöht hatte und die Zahl der Orte, auf welche sich die Kasse erstreckte, um 24, auf 440, angewachsen. Die Zahl der im Laufe des Jahres der Kasse beigetretenen Mitglieder beläuft sich auf 9745, während 5972 auschieden, wovon 334 durch den Tod.

Der Vorstand konstatiert in seinem Bericht weiter, daß, wenn auch im Jahre 1888 die Hindernisse, welche der Ausbreitung und der glücklichen Weiterentwicklung der Kasse erwachsen sind, nicht so erheblich waren, als in früheren Jahren, sie immerhin noch bedeutend genug gewesen seien. Der Aufschwung, den die Kasse genommen hat, würde noch viel bedeutender gewesen sein, wenn nicht durch die Gesetze und die Einwirkung der Behörden und Arbeitgeber ihre Bewegungsfreiheit zu sehr eingeschränkt wäre.

Politisches und Sozialpolitisches.

Der preussische Kriegsminister Bronart v. Schellendorf ist gegangen und durch den General Berdy du Bernois ersetzt worden.

Eine neue Hoffleudung soll nunmehr auch für solche Abgeordnete und andere Personen, welche nicht zum Tragen einer Uniform berechtigt sind, anbefohlen werden. Es steht nämlich die Veröffentlichung einer sehr eingehenden Kabinettsordre unmittelbar bevor, welche vorschreibt, daß diejenigen Personen, welche im schwarzen Frack mit schwarzen Beinkleidern bei Hofe erscheinen, fortan schwarze seidene Escarpins und schwarze seidene Strümpfe mit flachen Schuhen zu tragen haben. Die uniformirten Beamten dagegen, welche zur Galatrückung weiße Kaschmirbeinkleider zu tragen hatten, werden an deren Stelle weißseidene Escarpins und gleiche Strümpfe tragen müssen. — Mehrere Industriezweige würden unzulänglich durch die Einführung der Kniehosen und schwarze seidene Strümpfe Aufschwung erhalten, vor allem die Fabrikation von Gummi- und plastischen Papierwaren, denn in unserer schnelllebenden Zeit sind klaffende Waden beim starken Geschlecht nicht allzuhäufig anzutreffen, für eine schöne und krafftstrotzende Fällung der seidene Strümpfe wird daher die Kunst zu sorgen haben.

— Die „Kreuztg.“ befreitet übrigens, daß eine Entscheidung schon gefällt sei, indem sie schreibt: „Es verlaunet, daß allerdings Erörterungen über die Frage einer Hoftracht auch für nichtuniformirte Eingeladene schweben. Doch wird gegenwärtig noch das Material an amtlicher Stelle darüber gesammelt und hernach erst die Einsetzung an maßgebender Stelle erfolgen.“ Soweit eine neue Hoftracht für Abgeordnete in Frage kommt, möchten wir uns den Vorschlag erlauben, zur Vervollständigung des zu prüfenden „Materials“ etliche Abgeordnete aus den Kartellparteien zur Probe in verschiedenen Kostümen aus der Hoftrachtzeit, mit und ohne Waden, auf dem Hofmarschallamt antreten zu lassen. Auch die Wähler werden künftig gut thun, sich ihre in Aussicht genommenen Kandidaten

Unter Ehrenmännern.

Ein New-Yorker Hiftörchen.
Von Ernst Rügen.

In einer Straße der unteren Stadt betrieb Samuel Green sein Geschäft.

Welcher Art dies eigentlich sein mochte, darüber wußte Niemand genaueren Bescheid, denn er besaß kein wie immer geartetes Waarenlager, führte keine Bücher, nicht einmal eine Kopirpresse war da, aber dessen ungeachtet stand deutlich auf dem Schilde an der Thür in goldenen Lettern zu lesen: Bureau. Also mußte er spekulieren, sagten die Leute, wenn sie von seiner geschäftlichen Thätigkeit sprachen, und zwar mit viel Glück, denn Samuel Green nannte drei Mietshäuser sein eigen, und dann sah man ihn jeden Samstag unfehlbar nach der Sparkasse gehen, um Geld niedergulegen, was wohl vermuthen ließ, daß sein Besitz in stetiger Zunahme begriffen war.

Das konnte schließlich nicht anders sein. Samuel Green war ein ruhiger Mann, das hätten ihm selbst seine Feinde nachsagen müssen, aber er hatte deren gar keine. Jedermann sah es gern, dieses biedere, Vertrauen einflößende, von einem grauen Barte umrahmte Antlitz. Und welchen Lebenswandel führte er! Höchst selten sah man ihn in einem Bierhause oder gar in einer Schnapskänke, und an einem Sonntage, nein, da hätte er um keinen Preis der Welt einen Tropfen des höllischen Getränkes über die Lippen gebracht, vielmehr ging er an dem Tage des Herrn zweimal mit einem richtigen Gebetbuche zur Kirche und erbaute sich an den Predigten.

Noch eine große Tugend besaß Samuel Green. Er war sparsam. So diente seine geschäftliche Lokalität ihm zugleich als Wohnung, wodurch die Ausgabe einer doppelten Miete wegfiel. Das Bureau bestand nämlich aus zwei dürftig eingerichteten Zimmerchen, wovon eines mit einem Bette ausgestattet war, während das andere als Hauptmöbelfstück einen Schreibtisch mit mehreren Schubladen aufwies. Es sah, mit einem Worte, recht ungemüthlich aus, und sicherlich konnte Niemand in dieser Behausung besondere Schätze vermuthen, allein aller menschlichen Voraussetzungen zum Hohne sollte es anders kommen.

Eines Nachts schnarchte Samuel Green den Schlaf des Gerechten, — es war eines jener seltenen, höchst seltenen Male gewesen, daß er am Abende einen Schlud Bier und ein Gläschen Schnaps zu sich genommen hatte, als er durch ein Geräusch in dem anstoßenden Zimmerchen erwachte.

Er rieb sich die Augen und gewahrte durch die halbgeöffnete Thüre Jemanden, der sich in auffallender Weise an seinem Schreibtische zu schaffen machte.

Samuel Green war ein besonnener Mann. Er schrieb nicht um Hilfe, noch suchte er den Einbrecher auf andere Weise zu verschrecken, sondern er blieb ruhig in seinem Bette liegen, und erst eine Weile später, nachdem sich der nächtliche Besuch entfernt hatte, stand Samuel Green auf, um den ihm erwachsenen Schaden festzustellen.

Die sämtlichen Schubladen des Schreibtisches waren erbrochen, doch was sich darin an Wäsche und sonstigen Effekten befunden, unberührt geblieben. Nur etwas fehlte, ein kleines Packet, und dieser Umstand veranlaßte Samuel Green, so boshaft zu lächeln, wie dies bei Leuten, die kurz vorher ausgeraubt worden sind, höchst selten vorkommt.

„Muß morgen gleich zu Bondy gehen,“ murmelte Samuel Green und kroch wohlgenüth ins Bett, um seiner unterbrochenen Nachtruhe zu pflegen. Bondy war kein Untersuchungsrichter, wie man mit Recht annehmen sollte, sondern betrieb eine photolithographische Anstalt, welche zwar einen sehr geringen Kundenkreis besaß, aber dessenungeachtet ein schönes Stück Geld abwarf.

„Bondy,“ sagte Samuel Green den nächsten Morgen, als er dem Chef der photolithographischen Anstalt den zugeordneten Besuch abstatte, „Sie müssen bald etwas liefern, denn ich bin durch diese dumme Geschichte zum Nichtsthun verurtheilt, und Sie wissen, ich kann nicht ohne Arbeit leben.“

Der Andere versprach, sein Möglichstes zu thun, und nachdem Samuel Green eine kleine Stärkung zu sich genommen hatte, kehrte er nach seinem Bureau zurück. Eine Weile später pochte man an der Thüre. Der Geschäftsmann schüttelte erstaunt den Kopf, denn Besuche zählten bei ihm zu den Seltenheiten.

„Herin!“ rief er begierig.
Ein mit schäbiger Eleganz gekleideter junger Mann zeigte sich auf der Schwelle und trat grüßend näher.

„Herr Samuel Green, nicht wahr?“ fragte er höflich.
„Der bin ich,“ sagte der Geschäftsmann mit einem Anfluge von stolzem Selbstbewußtsein und strich über seinen grauen Bart. „Womit kann ich dienen, mein Herr?“

„Ich komme eigentlich in einer ganz privaten Angelegenheit,“ begann der junge Mann, „es handelt sich nämlich um den heute Nacht verübten Einbruchsdiebstahl, dessen Opfer Sie geworden sind.“

„Ein Einbruchsdiebstahl, der bei mir verübt worden wäre!“ rief Samuel erstaunt aus, ohne mit einer Wimper zu zucken. „Mein Herr, Sie sind in einem großen Irrthum befangen.“

„Mit nichten, Herr Green,“ versetzte der Andere nachdrücklich, „ich weiß davon aus zuverlässigster Quelle. Ihr Schreibtisch dort ist erbrochen und daraus ein größerer Betrag in Papiergeld entwendet worden. Stimmt das?“

„Nein, ganz und gar nicht,“ wehrte Samuel Green hartnäckig ab. „Ich habe meinen Schreibtisch eben geordnet und Alles vorgefunden; wenn also wirklich eingebrochen worden wäre, müßte ich das Fehlen des Geldes bemerkt haben. Das ist doch klar!“

„Ich kann nur wiederholen und nothwendigen Falles den Beweis dafür erbringen, daß der besagte Einbruchsdiebstahl bei Ihnen stattgefunden hat; Ihr Leugnen thut nichts zur Sache!“

„Das ist zu bunt,“ rief Samuel Green ungeduldig aus, aber im nächsten Augenblick hatte er wieder seine ruhige Besonnenheit erlangt und fragte: „Uebrigens, wer sind Sie eigentlich, mein Herr?“

„Ich . . . nun sehen Sie, ich selbst bin die Person, welche bei Ihrer heute Nacht den Einbruch verübt hat,“ versetzte der junge Mann ruhig.

„Ah,“ machte Samuel Green verblüfft, „und Sie haben, gelinde gesagt, die Unverfrorenheit, zu mir zu kommen?“

„Warum nicht?“
„Fürchten Sie nicht, daß ich Sie verhaften lassen könnte?“

„Das werden Sie sicherlich nicht thun, Herr Green,“ und der Einbrecher lächelte siegesbewußt. „Also, Sie geben jetzt doch zu, daß Sie bestohlen worden sind?“

„Junger Mann,“ versetzte Samuel Green salbungsvoll, „ich bin kein Mensch, der seinen Nächsten in das Verderben stürzen will. Sehen Sie Ihrer Wege und lassen wir die Sache auf sich beruhen!“

„Nein, so billig mache ich's nicht,“ weigerte sich der Andere energisch. „Sie müssen mir dreißig Dollars (120 Mark) geben.“

„Sie sind ein Narr, meine Nachsicht derartig zu mißbrauchen,“ sprach Samuel Green entrüstet.

„Lassen Sie uns die Zeit nicht mit schönen Redensarten vergeuden. Hören Sie nur zu! Das Papiergeld, welches ich aus Ihrem Schreibtische entwendete, bestand durchweg aus Falsifikaten, mit deren Vertrieb Sie sich beschäftigen . . . Sagen Sie nicht Nein, ich weiß Alles. Ich frage Sie daher, wollen Sie ein gütliches Abkommen treffen und mir dreißig Dollars in echten Scheinen zahlen?“

„Nein,“ versetzte Samuel Green gelassen.
„Natürlich würde ich Ihnen die Falsifikate zurückerstatten, denn ich besitze keinerlei Erfahrung in diesem Fache. Jeder in seinem Bereiche, ist meine Devise. Sie geben mir also dreißig Dollars in gutem Gelde, und die Sache ist abgemacht.“

„Ich gebe Ihnen gar nichts,“ entgegnete der Andere kurz.

„Ueberlegen Sie wohl, Herr Green, sonst zwingen Sie mich zum Aeußersten.“

„Und das wäre?“
„Ich zeige mich selbst an, bei Herrn Green eingebrochen und ihm aus seiner Wohnung Geld entwendet zu haben. Der Spaß könnte Sie zwanzig Jahre Zuchthaus kosten, während ich im schlimmsten Falle wenige Jährchen riskire. Ich rechtfertige meine Handlungsweise mit der drückenden Nothlage, in welcher ich mich befunden habe, dazu noch der Umstand, daß ich mich selbst stellte . . . vielleicht erfolgt sogar ein Freispruch.“

„Ihr makellofes Vorleben kommt auch in Anschlag,“ scherzte Samuel Green. „Sie sind ein verteuftel schlauer Bursche, da nützt nichts . . . ich will Ihnen etwas sagen: Ich gebe Ihnen zwanzig Dollars, keinen Cent mehr.“

„Dreißig!“
„Nein, zwanzig.“
„Meinetwegen, weil es das erste Geschäft ist.“

Samuel Green ging zu dem Schreibtische, öffnete ein geheimes Fach, entnahm demselben eine Rolle von Silber-Dollars und handigte sie dem Besucher ein, indem er sagte: „Hartes Geld, damit Sie sicher sein können.“

„Absichtlich oder zufällig ließ der Einbrecher eines der Geldstücke zu Boden fallen. Der Klang war dumpf.“

„Zum Teufel, das ist auch falsch!“ rief er zornig.
„Ach ja, entschuldigen Sie, ich habe ganz vergessen, weil es ältere Muster sind, aber sehr schön gearbeitet, ganz unkennlich, versichere ich Sie . . .“

„Ich will gutes Geld,“ sagte der Einbrecher kurz.
„Das versteht sich,“ entgegnete Samuel Green und zog aus seiner Brieftasche zwei zehn Dollar-Noten.

„Dies sind gewiß auch Falsifikate, ich verstehe mich nicht darauf. Das Beste ist, wir gehen gemeinschaftlich in irgend ein Lokal und Sie lassen dort das Geld wechseln,“ schlug Herr Green's neuer Geschäftsfreund vor, und so besuchten sie zusammen eine entlegene Bierwirtschaft und tranken mehrere Gläser des erfrischenden Kaffees. Samuel Green bezahlte jedesmal mit einer größeren Note und handigte den Rest seinem mißtrauischen Gläubiger ein. Als die schwebenden Geschäfte geschlichtet waren, schüttelten sich die Beiden die Hände und Samuel Green sagte freundschaftlich:

„Junger Mann, ich habe Sie ob Ihrer Umsicht lieb gewonnen und würde es gern sehen, wenn Sie sich an meinem Unternehmen beteiligen wollten. Sagen Sie

Ihrer bisherigen Thätigkeit Lebewohl und widmen Sie sich einem Berufe, der mehr abwirft. Sehen Sie, in etlichen Minuten habe ich zwanzig Dollars verdient . . .“

„Wie, das Geld, das Sie wechseln ließen, war auch falsches?“

„Glauben Sie etwa, ich werde ihm echtes geben?“ versetzte Samuel Green aufbrausend, „das brauche ich ja für die Bank, um meine Ersparnisse zu sichern!“

Die Arbeiterbewegung im Spiegel der Dichtung.

I.

B. W. Die Dichtung spiegelt die eigenthümlichen Zustände ihres Zeitalters. So konnten denn moderne Dichter nicht verfehlen, die vielleicht bedeutendste Erscheinung unserer Epoche, die Arbeiterbewegung, poetisch darzustellen, wenigstens den Strom derselben ihre Gestalten bespülen zu lassen.

Die Hauptquelle der Arbeiterbewegung liegt in der Maschine. Die Maschine macht nämlich Hände überflüssig, wirft also Arbeiter aus der Fabrik auf's Pflaster. Das so entstandene Heer der Arbeitslosen sucht, um nicht verhungern zu müssen, die Beschäftigten beim Arbeitgeber zu unterbieten. Und dieser nützt die ungünstige Lage der Arbeiter nach Kräften aus, theils aus Gewinnsucht, theils auch nur, um nicht durch das größere Kapital vom Waarenmarkte verdrängt zu werden. So wird der Lohn geschmälert, die Arbeitszeit verlängert, die ganze soziale Lage des Proletariats möglichst verschlechtert. Und diesem Elend ist auf keine Weise abzuhelfen, solange die kapitalistische Produktion, die Trennung von Produktionsmittel und Arbeit, bestehen bleibt. Innerhalb unserer Gesellschaft gereicht also die Maschine, jede neue Erfindung, dem Proletariat mehr zum Fluche als zum Segen. Dies Bewußtsein fand schon 1840 dichterischen Ausdruck in dem Liede des Pariser Nähfassenarbeiters Leroy, welcher mit Bitterkeit singt:

Allüberall erbauen sie Maschinen,
Die wir die Erde bald beherrschen sehn;
Doch allzu lang die Kräfte noch uns dienen.
Zehn Arme haben sie, statt zehnmal zehn;
Ach, zwanzig Arme will der Meister streichen,
Weil ein Getrieb ihm vierzig Arme togt —
Glasbächer baute man inbeß den Leichen.
Triumph! der Fortschritt lebe hoch!

Zola führt uns in seinem großartigen Arbeiterroman „Der Todtschläger“ einen Schmied Goujet vor, welcher ziemlich dieselben Betrachtungen anstellt: „Mittlerweile war Goujet vor einer Holzpresse stehen geblieben. Er blieb da mit nachdenklicher Miene und gesenktem Kopfe, ohne die Blicke abzuwenden. Die Maschine preßte Bierzigmillimeter-Volzen mit der ruhigen Leichtigkeit eines Riesen. Es giebt wirklich nichts Einfacheres. Ein Arbeiter nimmt ein Stück Eisen vom Schmiedefeuer, ein anderer legt es in das Nagelloch, welches ein fortwährender Wasserstrahl nezt, um das Weichwerden des Stahls zu verhindern; damit war es gemacht, der Stempel senkt sich nieder, und der fertige Bolzen fällt auf den Boden, mit einem so runden Kopf, als ob er von der Schleifmühle käme. In zwölf Stunden arbeitete diese verdammte Maschine mehrere hundert Kilo. Goujet war kein böser Mensch, aber manchmal hätte er am liebsten Fisine (seinen großen Hammer) genommen, um diesen ganzen Kram in Stücke zu schlagen, aus Born darüber, daß die Dinger denn doch noch solidere Arme hatten, als er. Das verursachte ihm einen tiefen Kummer, selbst wenn er bedachte, daß doch Feisich nicht gegen Eisen aufkommen könne. Eines Tages würde die Maschine gewiß den Arbeiter zu Boden drücken; schon jetzt war der Tagelohn von zwölf Franken auf neun heruntergegangen, und man sprach davon, ihn noch zu verringern; übrigens sahen diese großen Bestien durchaus nicht lustig aus, die da Schrauben und Bolzen machten, als ob es Leberwürstchen wären. Drei Minuten betrachtete er das Alles, ohne zu sprechen; seine Braunen zogen sich zusammen, und sein schöner blonder Bart sträubte sich dräuend empor. Bald aber flog eine Miene von Sanftmuth und Ergebung über sein Gesicht und wischte den harten Ausdruck hinweg. Er wendete sich zu Gerdaise, welche sich an ihn lehnte, und sagte mit traurigem Lächeln: Seht nur! das jetzt uns hübsch auf's Trodene! Nun, vielleicht macht das später einmal alle glücklich.“

Gewiß macht das später alle einmal glücklich! Wenn nämlich die Privatwirtschaft der sozialistischen Produktion Platz gemacht hat. Aber auch schon jetzt laßt uns die Maschine preisen; denn sie bereitet die Gesellschaft vor, welche wir erstreben. So wird der klarblickende Proletarier sicherlich dem Dichter Pierre Dupont beistimmen, wenn dieser zum Dampfproß spricht:

Früh Haber, Pferd, und Schnauße mal!
Gesäumt, geatmet! Fortgeschoben!
Galopp! Durch Brücken und durch Bogen!
Hinaus zu Biefe, Berg und Thal —
Kein ander Kopf ist dein Rival!

*) Die Morgue, in welcher die gefundenen Leichen unbekannter Personen, armer Opfer unserer sozialen Ordnung, aufgestellt werden, erhält Beleuchtung durch ein gläsernes Dach.

Aneipwithe war und Fuhrmannsfeelen,
Als uns ein neuer Weg erdacht,
Erzürten rings in Rank und Schmälerer:
Wir hätten sie uns Brod gebracht.
Gi was! Geduld! Denn mit dem Dampfe
Wird Land und Land verbunden sein,
Wird sich der Saat die Erde weihn,
Dass Stein um Stein das Rad zerstampfe.
Freiß Haber, Pferd! und schaufe mal . . .

Auf deiner Stirn der Freiheit Stempel,
Friskauf, friskauf, mein Eisenroß!
Denn eines andern Friedens Tempel
Begehrt der Zukunft junger Sproß.
Begrabt den Krieg, zerklagt die Grenzen!
Wir sind es müd, das alte Leid;
Vergessen der Vergangenheit!
Soll Volk und Volk im Glas kredenzen!

Der wirtschaftlich stärkere Kapitalist sucht den schwächeren auf dem Waarenmarkte auszustechen und hat meist Erfolg. Infolgedessen hat das Kapital die Tendenz, in immer weniger Händen vereinigt zu werden; und jeder Fortschritt der Kapitalkonzentration hinterläßt verachtete Geschäfte. Diese verachteten Geschäfte mit ihren Massen brodloser Arbeiter tragen natürlich zur Proletarisierung und Verschlechterung der Arbeiterlage bei. Andererseits aber spricht die Konzentration des Kapitals lebhaft für die Vernünftigkeit der groß angelegten Produktion. Und so agitiert auch dieser Charakterzug unserer Wirtschaftsbewegung für die sozialistischen Ziele der Arbeiterbewegung. Zola schildert die Konzentration des Kapitals in seinem Romane „Zum Glück der Damen“. So nennt sich ein großes Pariser Kleidergeschäft, welches allmählich Schaaren von kleineren Existenzen vernichtet. Denise ist die Frau des großen Geschäftsmannes geworden, nachdem sie als Ladenmädchen begonnen und sich von Stufe zu Stufe emporgebracht hatte. Von ihr erzählt Zola:

Denise konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Und wie sie sich schlaflos wälzte, glitten wahre Traumbilder über sie hin; sie sah sich wieder, wie sie ein kleines Kind war und in Thränen ausbrach, weil in ihrem Garten in Balogues die Vögelchen die Spinnen fraßen, die selbst wieder die Fliegen anfräßen. War es denn wahr so: dieses eiserne Gesetz, daß der Tod der Lebensnerve der Welt war, daß es einen Kampf ums Dasein gab, der das neue Sein aufzuproffen ließ aus der Grabkammer der ewigen Zerstörung? Dann sah sie sich vor der Grast, in die man Genoveva hinabgelassen, sie erblickte ihren Dofel, ihre Tante vereinsamt in ihrem dunklen Gemach. Ein dumpfer Laut des Zusammenbruchs ging inmitten dieses tiefen Schweigens durch die tolle Luft: Das war das Haus des Bourras, welches einstürzte, als sei es vom Hochwasser unterwühlt. Und von Neuem dann Stille, noch mehr Unheil verkündend, als zuvor — und ein neuer Sturz erdröhnte, dann ein anderer und wieder einer: die Robineaus, Bédors und Schwester, die Banguille's, sie trachten und brachen jeder für sich; der ganze Kleinhandel des Stadtviertels Saint-Roches verankert wie unter den Schlägen einer unsichtbaren Art, mit einem harten Ruck, als stülpe einer eine Laststarke um. Eine unglückliche Traurigkeit faßte sie — mein Gott — welche Foller — unglücklichen in Thränen, Greise, die auf's Straßengpflaster geworfen wurden, alle die Tragödien, die den Fall begleiteten! Und sie konnte Niemand retten und sie hatte das Bewußtsein: es war gut so, wie es war, — dieser ganze Berg von Leid war nur ein Opfer, dargebracht der Gesundheit in einem Paris des kommenden Tages. Erst als der Tag kam, beruhigte sie sich etwas, in großer resignierter Betrübnis starre sie lange Zeit nach den sich erhellenden Scheiben des Fensters hin. Es war so: dies war der blutige Theil, jede Revolution heilichte ihre Märtyrer, man marschierte nur empor über Leichen. Ihre Angst aber, ein schlechtes Herz zu haben, mitgearbeitet zu haben an der Todesnoth ihrer Verwandten, löste sich jetzt auf im Gefühl eines unendlichen Mitleides vor all diesen unheilbaren Leiden, die nun einmal die schmerzlichen Geburtswehen jeder Generation bilden; sie sann auf Mittel zur größtmöglichen Erleichterung, und ihre gute Seele mühte sich, um nur die Jüngen vor dem schließlichen Abjurze bewahren zu können.

Und ferner erzählt der Dichter von der Frau des Chefs:

In dem klugen, denkenden Kopfe der Normannin wuchsen unablässig allerlei Projekte auf, Ideen über die neue Art des Handels, — sie konnte sich mit nichts beschäftigen, nichts irgend einem Zwecke dienen sehen, ohne das Bedürfnis in sich zu fühlen, einzugreifen und den Mechanismus zu verbessern. So war sie, seitdem sie in's „Glück der Damen“ eingetreten, im besondern peinlich berührt worden durch das schwankende Loos der Angestellten. Die jähren Entlassungen schienen ihr verkehrt und unbillig, gleichermaßen schädlich für Haus wie Personal. Noch gedachte sie mit Weh an die Leidenzeit ihres ersten Dienstes, Mitleid faßte sie, wenn sie einer solchen Neuangestellten im Laden begegnete, die Fühle wund, die Augen voll Thränen, eine ganze Welt der Misere unter dem Seidenschleier zwischen all den neidischen Blicken der Andern, die schon fest im Geschäft saßen! Dieses Hundeleben machte ja selbst die Beiden krank, und die ganze Leidensreihe stellte sich vor ihren Blick: feiner, der nicht vom Dienst aufgenutzt war noch vor dem 40. Jahr, alle nach und nach hinschwindend, verschollen in Unbekanntem, sehr viele gradezu hingemordet bei der Arbeit, durch Schwinducht oder Bleichsucht, durch Ermattung oder schlechte Luft, einzelne auf's Trottoir geschmissen, die glücklichsten verbeirathet und im Dunkel irgend eines Winkelraums in der Provinz für immer eingesperrt. War das gerecht, war das menschlich, — dieser entsetzliche Konsum an Menschenfleisch Jahr für Jahr in den großen Geschäften? Und sie vertrat das Recht der Arbeiter in der Maschine, nicht aus sentimentalen Rechtsgründen, sondern mit Argumenten aus dem Interesse der Inhaber selbst heraus. Wenn man eine solide Maschine haben will, verwendet man gutes Eisen; wenn das Eisen bricht oder wenn man es selbst zerbricht, giebt es Verzug bei der Arbeit und Kraftverlust. Bisweilen lebte sie sich ihr Denken, sie sah den idealen Niefendbozar schon vor sich, die „phalanstère de négoco“, (Fourier!) wo jeder seinen genau angepösten Antheil am Gewinn hatte je nach seinem Verdienst, mit Sicherstellung für die Zukunft auf Grund eines festen Kontraktes.

Mouret, der Besitzer des Geschäftes, hört Denise lächelnd zu, nennt sie eine Sozialistin, verbessert aber wirklich schon einzelnes auf ihren Rath. Zola fährt fort: „Das war ein erster Keim der gewaltigen Arbeitervereinigungen des zwanzigsten Jahrhunderts!“

Der Konkurrenzkampf wüthet nicht nur auf Seiten des Kapitals, sondern auch auf Seiten der Arbeit. Die industrielle Reservearmee der Arbeitslosen sorgt dafür, daß sich oft unter den Proletariaten ein eifersüchtiges Ringen um Arbeit, ein gehässiges Verdrängen vom Arbeitsplatz erhebt. In Verbindung mit dem „Unverstand der Massen“, welcher, anstatt das Wirtschaftssystem zu bekämpfen, die armen Opfer dieses Systems, die sich um

Arbeit mitbewerben müssen, verfolgt, ist die Brod-Eifersucht unter den Arbeitern, zumal wenn sich zu ihr Rationalitätshaf gefellt, ein Feind der Arbeiterbewegung. Diesen Feind zeigt uns der Pole Swientochowski in seinen „Bildern aus dem Volksleben“. In einer Novelle schildert er ergreifend, wie ein strebsames Weib, welches für seine Kinder Brod schaffen möchte, die Stelle eines unehrlichen Postboten erhält, von dem Entlassenen aber erschlagen wird, aus Brotneid und auch deswegen, weil das Weib eine Jüdin ist. Der Dichter schließt seine Erzählung mit den wehmüthigen, an unser sittliches Fühlen gerichteten Worten: „Arma Chawa! ich vergebe es dir, daß du auf polnischer Erde arbeitest und deine Kinder mit ihrem Brode ernähren wolltest.“ Diefelbe Tendenz haben noch zwei andere Novellen Swientochowski's, in deren einer geschildert wird, wie ein armer deutscher Maurer nach Polen wandert, weil er dort etwas verdienen kann, aber sein Leben durch einen Sturz vom Baugerüst verliert infolge des Brotneides eines polnischen Mitarbeiters, welcher das Gerüst des Deutschen absichtlich gelockert hat. — Und über der Leiche, dem Opfer des Brotneides und Nationalitätshasses, spricht der Dichter, als Pole in rührender Selbstanklage, die beherzigenswerthen Worte: „Armer Karl Krug, ich vergebe dir, daß du bei uns arbeitest und unser Bruder sein wolltest.“

Die soziale Frage auf dem Lande.*)

Von G. N.

I.

Einleitung.

Zwei Welten stehen sich in dieser einen noch immer schroff gegenüber: Land und Stadt.

Das wird jedem Beobachter sofort klar, wenn er hinauswandert aus den Städten, diesen Metropolen des Verstandes, auf das plate Land — nicht um dort vom blauen Himmel überwölbte grüne Wälder und Felder zu schauen, die in Sonnenlicht und reiner Luft gebadet dem nervenranken Städter nach der Fieberhaft seiner Lebensweise Ruhe und Erholung bieten, sondern um dort, im Zeitalter des Dampfes und elektrischen Funkens, ein Volk von Millionen kennen zu lernen, das in stumper Gleichgültigkeit und Unwissenheit der kulturfeindlichen Reaktion als Mittel dient, die Errungenschaften des Geistes und Fortschritts zu lähmen, und dessen ganzes Dasein vielfach ein gellender Hohnschrei auf die vielgepriesene Kultur unserer Zeit ist.

Im ersten Augenblick wird uns tiefes Mitleid erfassen und bitterer Zweifel an dem endlichen Siege der Freiheit, Humanität und Vernunft über den Trägheitswiderstand des Alten wird unser Herz beschleichen, aber bei näherem Hinsehen werden wir auch hier finden, daß nur schlummert, was todt zu sein schien und daß auch hier langsam aber unaufhaltsam die Kultur ihre Schwingen regt.

Mehr und mehr durchschneidet das Dampfroß die stillen Fluren und wenn es auch nur auf wenige Minuten an den weltverlorenen Stationen rastet, jede Sekunde ist ein Schritt der Kultur. Durch diese Verkehrsadern dringt der lebendig pochende Blutstrom der Weltstadtebene bis in die einsame Welt der Dörfer und dies Kommen und Gehen bringt Bewegung in die vielunberührte Eriarrung.

Noch entschiedener und schneller zerlegt das immense Anwachsen der Industrie und des Großbetriebes, die freiwillig oder gezwungen ihre Stätten selbst in dem entlegenen Winkel aufschlagen, durch seine radikale Umwälzung die hergebrachten Verhältnisse; denn nun beginnen die hohen Anforderungen, die unsere Zeit an jeden Einzelnen stellt, auch hier widerzuhallen und der große Konkurrenzlauf im Kampfe ums Dasein reißt auch hier die Widerwilligsten aus ihrem Stumpfsein. Der lockende Ruf des Fabrikherrn löst die Abhängigkeitskette zwischen Knecht und Bauer; die unumschränkte Herrschaft des letzteren geht zu Ende. Ein gewisses Selbstständigkeitsgefühl wird in der Brust des ärmsten und beschränktesten Tagelöhners wach und die verhältnismäßig höheren Löhne der Fabrikanten verlocken ihn leicht, den Kartoffeltopfen der Grundbesitzer Lebenswohl zu sagen. Dann kommen die industriellen Krisen und Schwankungen und treiben den Mann, der vielleicht wie seine Ahnen auf der Scholle gestorben wäre, auf der er geboren wurde, hinaus in die brausende Welt, in die lockende Stadt und dort in die täglich anschwellenden Reihen des Proletariats.

Haben so der moderne Verkehr und die anwachsende Industrie schon auf rein mechanischem Wege die Grundfesten des alten patriarchalischen Baues, Abgeschlossenheit und knechtische Abhängigkeit unterwühlt, so verlegen die nun noch hinzutretenden geistigen Elemente, Presse und Politik, alles Verkommliche in unaussprechliche Auflösung.

Das freie Wort der Zeitungen und Druckschriften findet in der Brust des Landvolkes ein gewaltiges Echo, denn es kommt ihnen dadurch zum Bewußtsein, was sie längst dunkel empfunden und wofür ihr ungeschulter Verstand bisher keinen Ausdruck fand: daß sie nämlich rechtlos sind trotz aller Gesetze, und geknechtet, trotz der „freibeitlichen“ Weltentwicklung. Es will sogar wenig sagen, daß vorherrschend konservative Blätter die geistige Rost der Dorfbewohner bilden, denn jeder Mensch liebt und findet in dem gedruckten Wort schließlich nur das, was seiner Anschauung und Denkweise entspricht. In diesen Leuten aber lebt das dumpfe Gefühl der Abhängigkeit und Hilflosigkeit zu stark, als daß ihre Hoffnungen auf etwas anderes gerichtet sein könnten als auf eine endliche Erlösung von ihrem Joch.

Ist dergestalt der Boden für die geistige Gedankenwelt geebnet, so erfährt die Politik allmählich auch diese Kinder der Natur mit unbezwingbarer Gewalt. Daß der unverfrorene Spekulation auf die niedersten Leidenschaften der Massen von Seiten der reaktionären Elemente, erregen die erbitterten Wahlkämpfe die Menge aufs tiefste und richten ihre vernichtende Wirkung gegen die Urheber derselben. Das konservative Wahlbier dient vielfach nur dazu, daß die aufgeregte Menge bei solchen Gelegenheiten, wo ohnedies die Geister heftiger als gemeinhin aufeinanderprallen, den Ruch findet, ihrem Groll gegen ihre Herren Luft zu machen. Es mag freilich in moralischer Hinsicht eine tiefe Erniedrigung des höchsten staatsbürgerlichen Gutes, der politischen Rechte, dokumentieren, wenn der erste soziale Meinungsaustrausch in gemeinen Rabau ausartet, aber diese Vorgänge erwecken Klassenbewußtsein bewirken uns doch auch, daß ganz andere Regungen und Gedanken in der Volksseele leben, als reaktionäre Politiker die Welt glauben machen wollen.

Zum Schluß überblickt das schnelle Anwachsen der großen Städte, die ihre Arme immer weiter und weiter ausbreiten, auf dem einfachsten und natürlichsten Wege die Klust, welche beide Welten, Stadt und Land noch trennt. Die Kunde und die eigene Anschauung, daß hinter den grünen Fluren seiner sonnigen, stillen Welt noch eine zweite in Staub und Dampf gefüllte lärmend braust und daß dort ein ihm verwandtes Geschlecht bei dröhnendem

*) Unter diesem Titel ist uns aus sachkundiger Feder eine Reihe von Aufsätzen zugegangen, die wir gerne zum Abdruck bringen, ohne uns gerade alle ihre Ausführungen aneignen zu wollen. D. Red.

Hämmerstampfen und lauschendem Rübergeschwirre um Freiheit und Recht kämpft und sich mit Riesenschritten aus seiner Tiefe emporarbeitet, weiß auch dem Landbewohner sein Ziel. Im regen Gedankenaustausch bei der Arbeit und im Wirthshaus wird dieser glimmende Funke, durch den Uebermuth und die Ungerechtigkeit seiner Herren hundertfältig genährt, allmählich zur lodernen Flamme.

II.

Ländliche Tagelöhner-Wohnungen.

Die Wohnung ist zu allen Zeiten ein getreues Spiegelbild der Lage des Individuums und ganzer Völker gewesen.

Der Höhlenbewohner stand auf der Stufe des Thieres und unter dem beweglichen Zelte der Nomaden haust heute noch, wie vor Tausenden von Jahren, die Wildheit. Die lustigen Säulenhallen Griechenlands waren eine Verkörperung seiner heiteren, klassischen Poesie und Kunst und durch die Bugenscheiben der vielschichtigen gothischen Erker fiel jenes traumhafte Halbdunkel, das dämmernd über dem Zeitalter der Romantik lagerte.

Und was kennzeichnet unsere kühle, nüchterne Welt mit ihren krassen sozialen Gegensätzen treffender, als die kalten, stolzen Sandsteinpaläste mit den großen, dem hellen Licht geöffneten Fenstern, gegenüber den hohen Miethskasernen mit dem trostlosen, düstern Aussehen, den dumpfen Wohnungen ohne Sonne und Licht!

Gesunde Wohnungen sind die Quelle des leiblichen und damit auch des geistigen Wohlbefindens, sind die erste Bedingung der Freiheit und Selbständigkeit, denn das Heim ist dem Manne der mächtigste Rückhalt im zerreibenden sozialen Kampfe, einer der wenigen Orte, wo er nach der einformigen physischen Tagesarbeit auch seinem Geistesleben ein Stündchen der Pflege widmen kann.

Wir müssen darum diejenigen Volksklassen, über deren Lebensfähigkeit, Charakter und Denkwiese wir uns klar zu werden wünschen, zuerst in ihrer Häuslichkeit auffuchen.

Betrachten wir das plate Land, so werden wir schon im Aeußeren der alten, unpraktischen Dorfgebäude ein getreues Spiegelbild der hergebrachten und überlebten Zustände finden, die noch heute auf seinem frischkleimenden Leben lasten. Noch schärfer aber wird dasselbe zu Tage treten, wenn wir dem Inneren unsere Aufmerksamkeit schenken.

Obwohl ich mich hier nur mit den Wohnungsverhältnissen der Tagelöhner zu beschäftigen gedenke, möchte ich doch schon bei dieser Gelegenheit bemerken, worauf ich in einem späteren Artikel noch eingehender zurückzukommen gedenke, daß nämlich in Bezug auf Bequemlichkeit, Gesundheit und zum Theil Sauberkeit selbst das Heim vermöglicher Bauern wenig besser, als dasjenige der Arbeiter ist, wiewohl letzteres aber wieder das denkbar Erbärmlichste einer menschlichen Behausung darstellt.

Die erste Quelle dieses ländlichen Wohnungsleides ist die Wohnungsnoth. Der knauserige, egoistische Bauer, der sich sein Leben lang mit den alten ungeunden Räumlichkeiten seiner Ahnen begnügt, fühlt eben nicht das geringste Bedürfnis, den gleichfalls schon seit Generationen benutzten seiner Arbeiter irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken. Verlocht ihn der günstige Umstand, daß das Geld augenblicklich sehr „billig“ ist, wirklich zum Bauen, so sind es — Viehställe. Ja es ist ein Hohn ohne Gleichen, diese elenden ländlichen Baracken von Arbeiterwohnungen neben diesen aufs modernste und gesündeste eingerichteten Viehpalästen stehen zu sehen. Eine lautere Sprache kann die ungherzige Denkweise des Bauern nicht führen.

Spekulanten, die sich eine Miethsrente schaffen wollten, giebt es schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil der Tagelöhner seine Wohnung als einen Theil seiner Bezahlung erhält, und das Kapital bei den landläufigen Hungerlöhnen auch schlechte Zinsen tragen würde.

Auf diese Weise ist der Arbeiter gezwungen, zu nehmen, was er bekommt, d. h. also, Pesthöhlen, die der Bauer für sein Vieh zu schlecht hält. Die Wahrheit dieser Behauptung wird Jeder bezeugen können, der nur einigermaßen ländliche Verhältnisse studirt hat und nach der folgenden kurzen Schilderung wird sich auch der Fernstehende ein Urtheil bilden können.

Die heutigen Dörfer bestehen, abgesehen von den modernen Prachtbauten des Großgrundbesitzes und den bereits erwähnten palastartigen Viehställen, noch durchweg aus alten, unwohnlichen Gebäuden.

Der kleine Bauer, welcher infolge der auf dem Weltmarkte gemachten Getreide-Spekulationspreise und der vernichtenden Konkurrenz des Großgrundbesitzes längst auf die jämmerliche Stufe des Tagelöhners gedrückt ist, hat zum Bauen kein Geld. Der arme Landarbeiter, der vielleicht von seinen Eltern ein verschuldetes Häuschen geerbt hat, quält sich sein Leben lang mit den Vorküffen herum, die ihm meist sein Arbeitgeber in kluger Berechnung und zu Wucherzinsen in all den Fällen gegeben hat, wo der drohende Einsturz oder polizeiliche Vorschriften eine Verbesserung der alten Baracke erforderten. Der reiche Grundherr endlich, in dessen Brust nie ein Funke des Mitleides mit seinen hungernden und langsam verkommenden Arbeitern glimmt, thut nur, was er thun muß, bei den heutigen Landverhältnissen also: nichts.

Das Innere der alten baufälligen Arbeiterstätte entspricht demgemäß auch dem Aeußeren vollkommen. Trotz der vielgepriesenen Landluft herrscht in diesen Räumen eine Atmosphäre, die auf fremde Kerben betäubend wirkt. Der Jahrzehnte alte Modergeruch zerbröckelnder Lehmwände, die Ausdünstung eng zusammengepferchter Menschen, in Folge der vielen Beschäftigung letzterer mit dem Vieh, dessen Ställen, den Mist- und Dunggruben noch ekelhafter gemacht, der allerwärts eingeführte Brauch, zur besseren Pflege und aus Mangel an Ställen das junge Federvieh

in der Stube groß zu ziehen, verbunden mit der zum Prinzip gewordenen Praxis, nie ein Fenster zu öffnen, da man ja in frischer Landluft lebt, machen diese Höhlen zu einem Heerde physischer und geistiger Pest und würden auch thatsächlich unberechenbares Elend im Gefolge haben, wenn der arme Tagelöhner sich nicht wenigstens tagsüber zwar nicht immer in freier Natur, doch wenigstens in etwas Besserem als seiner Wohnung aufhielte. Gegen diese letztere ist aber noch die staubige Scheune eine Hygieneanstalt.

Bedenkt man noch, daß gerade in Folge dieser ungesunden Atmosphäre besonders die alten Leute bei irgend welchem Krankheitsfalle — wo sie dann des einzigen Elirirs, der frischen Luft, das sie bisher noch gesund erhalten hat, verlustig gehen — oft in monatelangem Siechtum die Last und Unordnung des Hauswesens erhöhen helfen, zieht man ferner in Betracht, daß die Frau als Mitarbeiterin des Mannes die ganze Wirtschaft bis zur äußersten Grenze in Schmutz und Unordnung verkommen lassen muß, und erwägt man schließlich die sanitätswidrigen Folgen des Umstandes, daß in den sich meist nur auf eine Stube beschränkenden Wohnräumen gekocht, Wäsche gewaschen und getrocknet wird, so kann man sich leicht den vernichtenden Eindruck auf den Fremden und die zerstörende Wirkung dieser Jammerhöhlen auf die Bewohner erklären.

(Fortsetzung folgt.)

„Das Ende einer Welt“ von Drumont.

VI.

Wie sich seinerzeit der Großgrundbesitz des Feudaladels auf Kosten der kleinen Lehnsinhaber gebildet hat, so entwickelt sich heute die Großindustrie und Großfinanz auf Kosten der kleinen Bourgeoisie, des Mittelstandes.

Die Konzentration des Besitzes vollzieht sich seit etlichen Jahren mit so erschreckender Geschwindigkeit, sie zermalmt so unerbittlich alle Kleinen, daß eine Reaktion die unausbleibliche Folge sein muß.

An der Spitze dieser Konzentrationsbewegung des Reichthums steht die Großfinanz, verkörpert in dem Hause Rothschild. Die Großfinanz ist es, welche in letzter Instanz alle Länder regiert, ihr gehorchen Minister und Fürsten, sie ruiniert die Völker.

Die Spekulanten der Finanzwelt haben Oesterreich an den Rand des Bankrotts gebracht, sie haben die ungarische Nationalschuld binnen 12 Jahren verzehnfacht, sie haben die Finanzen Italiens derart zugerichtet, daß für die Börsenjobber fette Profite, für das Volk der Bettelrad dabei herauskam, daß der Nationalkredit erschüttert ist. So sehr England und Deutschland auch mit Italien liebäugeln, haben sie doch kein Vertrauen in seine Finanzen, verschließen ihre Geldmärkte thunlichst gegen die italienischen Werthpapiere, mit denen dafür Rothschild den französischen Markt überschwemmt hat. Von der fünfprozentigen italienischen Rente wurden am 31. Juli 1888 an Coupons ausgezahlt in Paris 57 190 000 Franks, in London 3 500 000 Franks, in Berlin 77 000 Franks. Binnen weniger Jahre wurden für mehr als 3 Milliarden italienische Werthpapiere auf den französischen Markt geworfen, der Einfluß Rothschilds zwang zu ihrer Annahme, trotz des geringen Vertrauens und trotz der verhängnisvollen Folgen, die sich an diese Unterbringung im Falle eines Krieges oder Bankrotts knüpfen müssen. Der König von Belgien ersuchte und erkaufte die Hilfe des Hauses Rothschild, damit die Theilobligationen des Kongo-unternehmens in Frankreich Kurs erhalten sollten, was auch die Rothschilds zu Stande brachten. Da eigentlich die Börsen-Kursfähigkeit durch ein besonderes Gesetz erlaubt sein muß, ward der französische Finanzminister über die Angelegenheit interpellirt, antwortete aber ausweichend und machte seinen Vorgänger verantwortlich. Offenbar war er gekauft, so gut wie die Abgeordneten, welche die Interpellation durch Lärm zu ersticken und zu vertagen suchten.

Die Großfinanz spekulirt nicht nur auf Geldwerthe, sie treibt auch mit den unentbehrlichsten Gebrauchsartikeln eine schamlose Agiotage, wie eine Reihe von „Ring“ zeigen, allen voran der berühmte „französische Getreidering“. Als Ende Mai eine schlechte Ernte in Aussicht stand, da verständigte sich der „Ring“ mit der Bank von Nevada und kaufte alles Getreide auf den Märkten von New-York, Chicago, St. Louis und San Francisco auf. Bereits bis zum 15. Juni verfügte die Koalition über 37 Millionen Hektoliter Getreide, das sie pro Hektoliter mit 10,80 Franks bis 13,85 Franks bezahlt hatte, und in der nämlichen Woche kaufte sie noch in Liverpool, London, Hamburg, Berlin ca. 3 500 000 Hektoliter auf. In Folge dieses Vorgehens stieg der Saad Mehl binnen acht Tagen von 52 auf 58 und 60 Franks. Die großen Jobber lachten sich ins Fäustchen, denn die Aktien der Ringe stiegen zu einer ihnen erfreulichen Höhe. Ende Juni ward jedoch das Wetter schön und ließ auf eine reichliche Ernte hoffen, die Getreidepreise sanken, und die 37 Millionen Hektoliter mußten pro Hektoliter mit 11, 10, ja 9 Franks losgeschlagen werden. Der „Ring“ liquidirte, aber nur die kleinen Aktieninhaber, denen man zu rechter Zeit und zu hohen Preisen die Papierchen aufgeholt hatte, waren und blieben die Geprüllten.

Die Finanzspekulationen erweisen sich als der schlimmste Feind des Eigenthums.

Dem Getreidering steht der „Zuckerring“ würdig zur Seite, der den Pariser Zuckerraffinerien in einem Jahre 40 Millionen einbrachte.

Ein großartiger Raubzug gegen den Beutel des kleinen Mannes war auch die Spekulation auf Kaffee. Ein

„Syndikat“ kaufte die 2 500 000 Saad Kaffee von Santos (Brasilien) auf und eröffnete damit eine Spekulation auf 70 Millionen Saad, der zu Folge der Kaffee im Januar 1887 um 100 Prozent im Preise stieg. Wie schwindelhaft die Spekulation war, erhellt am klarsten aus der Thatsache, daß sie mit 70 Millionen Saad Kaffee rechnete, während überhaupt nur ca. 12 Millionen Saad produziert und 11 Millionen Saad konsumirt werden.

In Oesterreich operirte ein Kohlenring, an dessen Spitze gleichfalls die Rothschilds standen. Die Regierung schritt hier so wenig wie in Frankreich ein, denn hier wie da sind Minister und Volksvertreter gekauft und schaffen und handhaben die Gesetze nur, um die Operationen der agiotirenden Kapitalisten zu unterstützen.

Das schlagendste Beispiel für die Macht des finanziellen Großkapitals und die Abhängigkeit des gesammten staatlichen Verwaltungs- und Gesetzgebungsapparates bietet der Kupfering. Die genannte Koalition trieb vom 4. November bis 23. November den Preis des Zentners Kupfer von 122,50 auf 214,25 Franks in die Höhe. Die gesammten Kleinindustrien, welche Kupfer verarbeiteten, stießen einen Schreckensschrei aus, sie waren mit einem Schläge ruiniert, und das gerade in dem Augenblick, wo sie sich zur Theilnahme an der Pariser Ausstellung anschickten, wo die sich trüg hinschleppenden Geschäfte auf einen kräftigen Aufschwung hofften.

Die Regierung hatte keine Ohren für den Nothschrei der Kleinindustriellen, es fiel ihr nicht ein, den Koalitionsparagraphe anzuwenden, welcher derartige Spekulationen verbietet. Die jederzeit käufliche Presse, welche die nothwendige Ergänzung und der kräftigste Rückhalt aller Finanzmogeleien ist, legte unterdeß dem Kupfering gegenüber die „wohlwollendste Unaufmerksamkeit“ an den Tag, wenn sie nicht geradezu offen für ihn eintrat, wie Leroy-Beaulieu, welcher in den „Débats“ das Unternehmen „eine glückliche Razzia nannte, die mit dem Ruin einer großen Anzahl von Simpeln weit gemacht wurde“. Die Interpellation Laur blieb wirkungslos, sie scheiterte an dem Einverständnis und Unverständnis der Kammer, letzteres durch den Ausruf eines konservativen Deputirten charakterisirt: „Sind wir vielleicht hier, um uns mit den Schwankungen der Metallpreise zu beschäftigen?“

Und doch war gerade die Steigerung der Kupferpreise von höchster Wichtigkeit für den Staatshaushalt, für das Nationalinteresse, da die Landesverteidigung einen starken Kupferverbrauch nöthig macht. Der Kupfering hatte aber durch Auskauf der Hüttenwerke, von denen sich der Staat liefern ließ, dafür gesorgt, daß er fast ausschließlich Lieferant von Kupfer zu Militärzwecken geworden. Die Hauffe (Erhöhung) der Kupferpreise kostete dem Staate 9—10 Millionen, und kein einziger Abgeordneter erhob sich gegen den schändlichen Handel, der Minister Fallières erklärte die Angelegenheit für bedeutungslos. Schon früher hatte ein Ring von Großfinanziers den Staatschatz gelegentlich der Militärlieferungen gründlich bestohlen. Die Bevelot, Secrétan, Lavoyssiére und Rothschild verbanden sich und setzten die Einführung von Messingpatronen durch, obgleich dieselben von allen Fachleuten verurtheilt waren und bei den angestellten Experimenten fünfzehn Prozent sprangen. Der Staat gab mehrere Millionen aus, die Messingpatronen einzuführen, und als sich dieselben, wie vorausgesetzt, nicht bewährten, votirte die Kammer mehr als 2 1/2 Millionen, um den vorhandenen Vorrath zu zerstören. Letztere Arbeit sollte natürlich so billig als möglich kommen, man übergab sie also Frauen und Kindern, was verschiedene Explosionen veranlaßte, so auf dem St. Valerien, in St. Andrée und Besançon. In den Festungswerken von Vincennes allein existiren heute noch 40 000 Kilogramm alte Messingpatronen und im Ganzen mögen noch zirka 12 Millionen Kilogramm vorhanden sein! Bezeichnend ist noch, daß der Staat den Zentner Messing mit 225 Franks bezahlen mußte, während derselbe an Privatpersonen mit 140 und 150 Franks verkauft ward. Anstatt nämlich die Lieferungen durch Submissionen zu vergeben, wurden dieselben durch Vermittelung guter Freunde und getreuer Nachbarn mit Ausschluß der Konkurrenz ausschließlich von dem Ring gemacht. Sobald eines Tags ein Konkurrent der Koalition eine Lieferung erhielt, sank der Preis des Zentners Messing für den Staat auf 170—175 Franks. Wären die vorchriftsmäßigen öffentlichen Submissionen für den militärischen Messingbedarf beobachtet worden, so hätte der Staat von 1873 an ca. 100 Millionen sparen können.

Die Welt der Großfinanz hat einen guten Magen, und die Welt der Steuerzahler ist ungemein geduldig. Die Kommissionen und Unterkommissionen der Kammer, welche das Budget zu prüfen haben, sehen nichts, der „Rechnungshof“, welcher die Staatsrechnungen kontrolliren soll, giebt höchstens verschämt zu, daß die „Rechnungsführung des Kriegsministeriums in Unordnung wäre“ und fordert eine Enquete, die regelmäßig im Sande verläuft, denn die gesammte politische Welt befindet sich in den Händen der Spekulanten. Die Welt der Besitzenden steht solchen Zuständen gleichgültig gegenüber, für sie verdient der Reichthum stets alle Achtung, wie unlauter auch seine Quelle sein mag, es ist eine Tugend, ein Adel, ein Dogma, das man nicht antasten darf. Jede Idee der Gerechtigkeit ist ihr abhandeln gekommen, und es erscheint ihr verbrecherisch, einen Mann anzugreifen, der ein fürstliches Schloß und wildpretreiche Jagdgründe besitzt.

Eine andere Form des Monopols, welches das Großkapital besitzt, sind die großen Magazine, welche dem Kleinhandel den Garaus machen. In den großen Magazinen hat die allseitige Ausnutzung der Arbeitskräfte den höchsten

Grad erreicht, ganz besonders die der weiblichen Arbeitskraft. Frauen und Töchter des Mittel- und Arbeiterstandes werden nicht nur erbarmungslos endlos lange Stunden ausgezehrt, sie müssen noch obendrein, wenn sie jung und hübsch sind, an Besitzer, Direktoren und Inspektoren einen Tribut zahlen, sich den Lüften dieser Persönlichkeiten preisgeben, um das Privilegium zu erlangen, sich schänden zu lassen. Das Prinzip der großen Magazine an und für sich ist trefflich, es bietet bedeutende volkswirtschaftliche Vortheile, die jetzt nur dadurch verdunkelt werden, daß sie den Monopolisten des Großkapitals zu Gute kommen. Im Allgemeininteresse ist es geboten, daß sich die Allgemeinheit ihrer bemächtigt und sie zu öffentlichen Betrieben umformt, was ungemein leicht und schnell zu bewerkstelligen wäre, da die Scheidewand zwischen ihnen und gemeinwirtschaftlichen Unternehmungen so dünn ist, daß sie eines Tages von selbst fallen muß.

Wie groß die Gewalt des monopolisirenden Besitzes ist, zeigt die Thatsache, daß die Besitzer der großen Magazine im Falle von Diebstählen thatsächlich richterliche Gewalt üben, die ertrappte Person nach Belieben anzeigen oder von 5 Franks bis 10 000 Franks Entschädigung zahlen lassen, angeblich für die „Armen oder zu wohlthätigen Zwecken“, natürlich ist es unmöglich, die Einnahme und Abführung dieser Summen zu kontrolliren. Die Diebstähle von Frauen, welche eine gesellschaftliche Rolle spielen oder einflußreiche Verwandte besitzen, werden mit Vorliebe ausgezehrt, um Orden und Staatsanstellungen zu erpressen. Die Frau eines ausländischen Konsuls wurde z. B. bei einem frischen, freien Diebstahl erwischt, der Besitzer ging auf ein „freundschaftliches Arrangement“ ein, dem zu Folge die Affäre todtgeschwiegen, dafür aber der Eigentümer und die bedeutenderen Angestellten des betreffenden Magazins mit den so sehnlich gewünschten bunten Bändchen ins Knopfloch geschmückt wurden. Ein Kommiss des „Louvre“ wurde für sein Schweigen in einem ähnlichen Falle zum Unterpräfekten ernannt! Das beleidigte Gesetz hält sich nur an der Frau aus dem Volke schadlos, die vielleicht für ihr Kind ein armseliges Spielzeug in die Tasche steckt.

Im Buchhandel übt das Großkapital eine Art Zensur über die Schriftsteller aus, es legt gegen die Idee, gegen das Wahre, das Schöne sein Veto ein, beugt sich dagegen ehrsüchtig vor der pornographischen (zotigen, pilantigen) Literatur, welche viel Geld einbringt, denn unter der äußerlich tadellos korrekten Haltung der Bourgeoisie verbirgt sich die tiefste Unmoralität.

Das Monopol des Großkapitals in jeder Gestalt hat sich in der industriell organisirten Presse das trefflichste Werkzeug für seine Raubzüge geschaffen. Kein Blatt, welches die Macht des Geldsacks angreift, kann auf materielle Unterstützung seitens der Bourgeoisie rechnen, mag sie jüdisch sein oder sich noch so gut christlich gebärden. Die Zeitungen sind industrielle Unternehmungen, die nur bestehen, wenn sie sich an die Handels- und Finanzreklame verkaufen, zu allen Gaunereien die Hand bieten oder sich wenigstens über dieselben ausschweigen. Viele Finanzgesellschaften zahlen an verschiedene Journale regelmäßige Monatsbeiträge, um ein „wohlwollendes Schweigen“ betreffs ihrer Operationen zu erkaufen. Die Bodenkreditbank z. B. zahlt einen regelmäßigen Tribut, um mit der Presse auf Friedensfuß zu bleiben, die Panamagesellschaft bleichte an eine einzige Zeitung gegen 400 000 Franks für ihre Reklame, und was das Kapitel der Trinkgelder und Beiträge anbelangt, so müssen die Rechnungen Lefpè's zu den merkwürdigsten sozialen Dokumenten gehören. Die „Lotterie der dekorativen Künste“ brachte für 12 Millionen Franks Loose unter und zahlte 5 800 000 Franks an Gewinnen aus, es konnte nie nachgemessen werden, wo der Rest, rund 6 Millionen verblieben, aber es steht fest, daß die Presse den Löwenantheil davon verschlungen hat. Bei der Verhandlung der Affäre Erlanger gab Vertizier zu, daß an die Presse gegen 6 Millionen gezahlt worden, um ihr Schweigen zu erkaufen.

Wenn Jemand, so kann die Presse der kapitalistischen Gesellschaft sagen, daß Schweigen Gold ist.

Anmerkungen zum Vereinsrecht.

Stellung der Vereine zur Polizei.

(Fortsetzung.)

Wann kann ein Verein von der Polizei verboten oder aufgelöst werden?

b) Verbot von Vereinen auf Grund des Sozialistengesetzes vom 21. Oktober 1878.

Der § 1 des Sozialistengesetzes unterscheidet zwischen Vereinen, welche durch sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische Bestrebungen den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezwecken, und solchen Vereinen, in welchen, ohne daß sie geradezu den Zweck haben, den Umsturz zu vollziehen, doch sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage treten.

Beide Arten von Vereinen werden übrigens über einen Kamm geschoren, sie sind zu verbieten.

Den Vereinen stehen gleich Verbindungen jeder Art; also auch Aktiengesellschaften, Handelsgesellschaften u. s. w. unterliegen dem Verbot im Falle die vorangeführten Bedingungen zutreffen. Auf eheliche Verbindungen ist das Gesetz noch nicht angewendet. Der Wortlaut würde in-

dessen dem nicht widersprechen, da auf den kundgegebenen Zweck der Verbindung es nicht ankommt. Handelsgesellschaften sind aber vielfach vom Verbot auf Grund des § 1 des Sozialistengesetzes betroffen worden. Die weiteste Anwendung des angeführten Paragraphen hat man sich durch eine eigentümliche Logik geföhert, die in vielen Bescheiden der „Reichskommission“ zu Tage tritt. Man schließt so: „Wir Mitglieder der Reichskommission sehen nicht ein, wie die sozialdemokratischen Lehren ohne Anwendung von Gewalt in die Wirklichkeit treten können. Muß Gewalt angewendet werden, so wird durch dieselbe der Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung bezweckt. Vereine, die also die Einführung von sozialdemokratischen Lehren in die Wirklichkeit anstreben, bezwecken naturnotwendig den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung, und sind daher zu verbieten.“

Der Irrtum in diesem Trugschluß liegt auf der Hand, er entspricht aber, das müssen wir ehrlich zugestehen, der Absicht des Sozialistengesetzes. Es hat den Zweck, die Sozialdemokraten dadurch zu tödten, daß ihr alle Organisationen unmöglich gemacht werden.

Die ferner, von der Reichskommission vertretene und angewendete Ansicht, daß auch solche sozialdemokratische Bestrebungen, die nach Absicht der betreffenden Vereine gar nicht mit Gewalt sondern nur im Wege der Reform verwirklicht werden sollen, die aber nach Ansicht der Reichskommission notwendig oder doch wahrscheinlich auf den Weg der Gewalt hindrängen, die Vereine für das Verbot reif machen, dehnt das persönliche Verbot noch weiter aus und entzieht den § 1 des Sozialistengesetzes jeder wissenschaftlichen Behandlung. Wir können also nur als Tatsache hinstellen, daß Vereine verboten werden können, wenn die Polizeibehörde „annimmt“, die Bestrebungen der Vereine „bezwecken“ oder „führen wahrscheinlich dahin“, daß die Staats- oder Gesellschaftsordnung umgestürzt werden könnte, wenn die Bestrebungen verwirklicht werden sollen. (Fortsetzung folgt.)

Die Aufhebung des Verbots der „Volkszeitung“

wird durch eine Bekanntmachung des „Reichsanzeigers“, wie folgt, amtlich kundgegeben:

Bekanntmachung.
Das von dem Königlich Preussischen Polizeipräsidenten zu Berlin unter dem 17. bezw. 19. März 1889 erlassene Verbot der Nummer 65 des laufenden Jahrgangs und des ferneren Erscheinens der periodischen Druckschrift: „Volkszeitung“ ist durch Entscheidung der Reichskommission vom heutigen Tage aufgehoben worden.
Berlin, den 9. April 1889.

Die Reichskommission. Herrfurth.
Die „Volkszeitung“ ist am Mittwoch Abend wieder erschienen. Sie theilt auch mit, daß das Zeugniszwangsverfahren gegen die beiden Redakteure Goldheim und Ledebour zurückgezogen sei.

Ein Aufruf des Blattes an seine Freunde schließt wie folgt: „Und so nehmen wir denn, ohne Furcht und ohne Illusion, mit dem Gleichmuth einer unerbittlichen Pflicht und in dem Bewußtsein des endlichen Sieges, die alten Waffen zu neuem Kampfe auf!“

Gewerkschaftliches, Versammlungen.

Die streikenden Berliner Weißgerber wenden sich in einem Aufruf um Hilfe an die Arbeiter Deutschlands. Jede weitere Auskunft ertheilt: Ernst Rau, Berlin, Pringens-Allee 62-63. Hilfe thut dringend noth.

Zum Steinmehrenstreik in Berlin. Eine öffentliche Bauhandwerkerversammlung tagte am Freitag Abend im Konzerthaus Sanssouci. Auf der Tagesordnung stand: „Die Lage der Steinmehren und welche Stellung nehmen wir ihnen gegenüber ein?“ Es sprachen die Herren Gottfried Schulz, Steinmeh Jäschke, Zimmerer Jäckel und Andere energisch für die Streikenden. Darauf gelangte folgende Resolution zur einstimmigen Annahme: Die heute tagende öffentliche, von ungefähr 2000 Personen besuchte Versammlung der Bauhandwerker Berlins und Umgegend erklärt das Vorgehen der Steinmehmeister, besonders der Jmmung gleichen Namens, für höchst ungerechtfertigt. Eine Ungerechtfertigkeit, die ihres gleichen sucht, ist es, daß diese Arbeitgeber gerade den Zeitpunkt benutzten, an dem schon an und für sich Tausende durch Verhältnisse, wie sie der Winter mit sich bringt, arbeitslos werden, an die Steinmehgehilfen die Forderung zu stellen, ihren bisher in jeder Weise gesetzlich geleiteten Fachverein aufzugeben und sich zu willkürlichen Werkgeugen der Meister herabzuwürdigen. Sämmtliche Arbeiter erkennen, daß, würde das Vorhaben der Jmmung gelingen, alle Arbeitgeber-Bereinigungen sofort bestrahlt sein würden, zu Zeiten eintretender Arbeitslosigkeit dasselbe, hier als höchst ungerecht und verwerflich gekennzeichnete Mittel anzuwenden; hierdurch würde das dem Arbeiter an und für sich schon erheblich geschmälerte Koalitionsrecht gänzlich verloren gehen. Die Arbeiter sind deshalb entschlossen, mit allen gesetzlichen Mitteln einem derartigen Vorgehen unbedingt Sranken zu ziehen, indem sie mit Aufbietung aller Kraft jedwede notwendige Unterstützung für die ausgesperrten Steinmehren unbedingt heranzuschaffen. Jeder Arbeiter verpflichtet sich moralisch,

jede Woche zur Unterstützung beizutragen. Die Berliner Arbeiterorganisationen werden möglichst sofort helfend eingreifen. Die Versammlung beharrt das Verhalten derjenigen Steinmehgehilfen, welche als Streibrecher sich und ihren Kollegen zum Verderben, die dringendsten Arbeiten fertigstellen, welche somit hauptsächlich daran Schuld tragen, daß der Streik bereits 15 Wochen anhält.“ Der Ertrag der Teller Sammlung wurde den Steinmehren überwiesen. Es wurden hierauf noch verschiedene Adressen in Erinnerung gerufen:

Für die Steinmehren: Ausgabe von Sammelbüchern: Bärwamm, Bernauerstraße 26; Annahme von Geldsendungen: Jos. Jäschke, Melandthonsstraße 5, Hof 1 Tr.; Zahlstelle für Listen: Restaurant Schade, Schornhorst- und Boyenstrassen-Ecke.

Für die Weißgerber: Rau, Pringens-Allee 62/63.

Zimmerleute! Marken und Karten zu unserm Reservefonds (Streikfonds) sind bei folgenden Verbandsmitgliedern zu haben: Zipse, Eisenbahnstr. 37, v. 4 Tr.; Schmidt, Langenstraße 3; Schreiber, Gneisenaustr. 32, h. 4 Tr.; Krehmer, Kreuzbergstr. 30, Seitenfl. 2 Tr. b. Jahnke; Ortland, Steglitzerstr. 79, Curg. 1 Tr.; Paulsch, Courbierstr. 7, Hof part.; Nebr, Wildnauerstr. 26, Hof r. 4 Tr.; Leonhardt, Antonstr. 34, h. 4 Tr.; Biez, Ruppinerstr. 13, v. 4 Tr.; Knüpfer, Greifswalderstr. 29, v. 3 Tr.; Jäckel, Blumenstraße 19, Hof part. rechts.

Die öffentliche Versammlung der Nähmaschinen- und Handarbeiterinnen kann am 16. April im Schützenhause nicht stattfinden, da der Inhaber das Lokal verweigert hat. Dahingegen findet die Versammlung am Donnerstag, den 18. April, in den königlichen Bierhallen, Frankfurterstraße, statt.

Achtung! Große Versammlung der Fabrik- und Handarbeiter Berlins Montag, 15. April, Abends 8 Uhr, Süd-Ost, Waldemarstr. 75.

— Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter und verw. Berufsgenossen. Generalversammlung am Sonnabend den 13. April, Abends 8 1/2 Uhr, Kommandantenstraße 77-79 (Grawert'sche Bierhallen).

— Verband deutscher Zimmerleute. Lokalverband Berlin Nord und Umgegend. Montag, 15. d. M., Generalversammlung in Köhler's Restaurant, Alte Hochstraße 32a.

— Fachverein der Metallarbeiter in Gas-, Wasser- und Dampf-Armaturen. Sonnabend, d. 13. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, bei Deigmüller, Alte Jakobstr. 48a. Mitgliederversammlung. Vortrag. Wahl des gesammten Vorstandes.

— Verband deutscher Zimmerleute Lokalverband Berlin West und Umgegend. Montag, den 15. d. M., Abends 8 Uhr, in Senger's Saal, Steglitzerstr. 27, Generalversammlung.

— Verband der Möbelpolierer Berlins und Umgegend. Montag, den 15. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Andreasgarten, Andreasstr. 26, Generalversammlung.

— Fachverein der Kernmacher und verwandten Berufsgenossen Berlins und Umgegend. Versammlung am Sonnabend, den 13. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Gnadt, Brunnenstr. 38.

Den geehrten Arbeiter- u. Fachvereinen, Wahl- und Streikkomitees, Hilfs- und Krankenkassen u. s. w.

empfehlen sich die Druckerei zur Ausführung aller Druckerarbeiten (z. B. Statuten, Rechenschaftsberichte, Aufrufe, Flugblätter pp.).

Schnellste, beste und billigste Ausführung wird zugesichert.

J. Walther's Buchdruckerei, Burgstädt bei Chemnitz. Verlag der Burgstädter Zeitung.

Unsere Freunde und Genossen **Paul Pritzlow** zum heutigen Geburtstag ein **donnerndes Hoch!!!** Die bekannten Genossen.

Wendt's Restaurant Dresdenerstraße 116. Inh. **W. Gründel.**

Arbeitsnachweis für Maler, Tischler, Schlosser, Buchbinder, und Drechsler. Reichhaltiger Frühstücks-, Mittags- und Abendbrot.

Speisen à la carte zu jeder Tageszeit, sol. Preise. Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier. 2 franz. Billards und 2 Regelbahnen stehen zur Verfügung.

Die seit 1873 bestehende **Hutfabrik von A. Schlegel,** kein Brunnenstr. 33, 1 Tr. kein Laden empfiehlt Filz- und Seidenhüte zu außerordentlich billigen Preisen. Reparaturen werden in eigener Werkstatt sauber und billig ausgeführt.

Polstermöbel einfach und elegant. Nur reell gearbeitet, auch gegen Theilzahlung billigt, halte stets vorräthig.

Jede vorkommende Tapezierarbeit, ob alt oder neu, wird prompt ausgeführt.

C. Wildberger, Tapezierer, Kommandantenstr. 60.

Cigarren u. Tabake reichhaltiges Lager, empfiehlt **M. Wilschke,** Junferstr. 1, Ecke d. Markgrafenstr.

Für den Norden empfiehlt sich zur pünktlichen Bestellung der „Berliner Volks-Tribüne“ u. d. „Berliner Volksblatt“ **Fr. Nieber, Badstraße 29, II. r.**

Gold- und Silberwaaren zu Fabrikpreisen. Große Auswahl goldener Ketten, Armbänder, Kreuze, Medaillons, Broches und Ohrringe, sowie in Gold, Silber und Platin. Spezialität: Fabrik massiver Ringe, Lager in goldenen Damen-Uhren, Korallen, Granaten und Silbersachen. Korallenschnüre in den schönsten Farben und grosser Auswahl bei billigster Preisberechnung. Trauringe à Ducaten 11 Mk. Eigene Werkstatt für Neuarbeiten und Reparaturen. **Aug. Schulze, Goldarbeiter BERLIN,** 35. Kommandantenstr. 35, 1 Treppe. Bitte genau auf Firma und Hausnummer zu achten.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin von **Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.** Reelle Waare. Prompte Bedienung.

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete **Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin (E. G.)** 30 Zimmerstrasse 30 empfiehlt sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe. Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantiert der Vorstand. Gleichseitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahrs- und Sommerpaletots, aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

Waldemarstr. 65a. Geschäfts-Eröffnung! Waldemarstr. 65a. Allen Freunden und Bekannten zur Kenntniss, daß wir ein reichhaltiges Lager von fertigen besten Qualität und eine Werkstatt für Maß- und Reparaturarbeit errichtet haben. Wir bitten bei etwaigem Bedarf uns gütigst unterstützen zu wollen. Hochachtung **Klinger & Grossmann, Schuhmacher.** S.O. 65a Waldemarstr. 65a S.O., früher Tramfaherstr.

Sämmtliche Bestellungen auf Bücher und nachstehende Photographien liefert die Buchhandlung von **R. Kohlhardt** Berlin, Brandenburgstraße 56. Kayser, Kräder, Bebel, Liebschütz, Mary in Kabinett. Außerdem noch in Visitt: Hofencleber, Frische, Lafalle. Bei Partien Rabatt.

Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins. Der Arbeitsnachweis befindet sich Klosterstraße 98 im Lokale des Herrn Petersohn (Firma Böttig). Die Arbeitsvermittlung ist unentgeltlich, auch an Nichtvereinsmitglieder und geschieht an Wochentagen von 7-9 Uhr Abends, Sonntags von 10 bis 12 Uhr Vormittags.

Der Arbeitsnachweis der Klavierarbeiter befindet sich nach wie vor Waldemarstr. 61 im Restaurant Wüster. Die Adressenausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr, sowohl an Mitglieder wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Quittungsmarken & Kautschukstempel-Fabrik von **Conrad Müller** Schkenditz-Leipzig empfiehlt sich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w. Ausführung sauber und schnell. Preislisten gratis und franko.

Nieder-Langenbielau. Abonnements auf die „Berliner Volks-Tribüne“ nimmt entgegen **Carl Wanned,** Nieder-Langenbielau Nr. 6.

Cigarren u. Tabake reichhaltiges Lager von **C. Klein,** 15. Ritterstraße 15. Daselbst Zahlstelle der Gärtnerei u. Bronceur (E. H. 60.) **Reisehandlung.** Billige Reiser- u. Einsegnungs-Anzüge, sowie z. kleinen u. großen Hosen. — Hauskleider, Plüsch, Sammet, Atlas, Spitzen etc. **Karle, Langenbielau 1.**

Freie Vereinigung der Vergolder und Fachgenossen. Montag, den 15. April, Abends 8 1/2 Uhr, in Scherers Salon, Inselstr. 10, **Mitglieder-Versammlung.** Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Der Bericht des Minimallohnes und Maximalarbeitstages der Arbeiter. Ref.: Herr Werner. 3. Diskussion. 4. Verschiedenes. Gäste willkommen. Neue Mitglieder werden aufgenommen. **Der Vorstand.**

Arbeitsnachweis der Maler früher Ritterstr. 123 bei Sodie, jetzt **Dresdenerstr. 116 (Restaurant Wendt).** Jeden Abend von 8-9 Uhr (außer Sonnabends) und Sonntags Vormittags von 10-12 Uhr unentgeltliche Arbeitsvermittlung. **Die Bevollmächtigten der Filiale I.**

Arbeitsnachweis für Tischler. Der vom Fachverein der Tischler begründete Arbeitsnachweis befindet sich vom 1. Februar ab **Dresdenerstraße 116,** im Restaurant Wendt. Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich. Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen von 8 1/2 bis 9 1/2 Uhr Abends, Sonntags von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich die vier Kassierer der „Ortskrankenkasse der Tischler- und Pianofortarbeiter Berlins“ verpflichtet haben, sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten, ersuchen wir, nur den obgenannten Arbeitsnachweis zu benutzen. **Der Vorstand.**